Aufgaben

aus

deutschen

epischen und lyrischen Gedichten

bearbeitet

von

Prof. Dr. Ferdinand Teetz,
Studiendirektor

Zehntes Bändchen

Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik

Zweiter Teil

Das Göttliche, Meine Göttin, Die Nektartropfen, Ilmenau, Zueignung, Amor als Landschaftsmaler, Euphrosyne, Dauer im Wechsel, Epilog zu Schillers Glocke, Zusammenfassende Aufgaben

---

Dritte, verbesserte Auflage

Verlag von [illegible] (E. Hoppe)

Verzeichnis der Sammlungen:

Aufgaben
aus
klassischen Dramen, Epen und Romanen

begründet von

† Dr. H. Heinze und **† Dr. W. Schröder,**
fortgesetzt bezw. neu bearbeitet von
Prof. Dr. F. Teetz,
Studiendirektor in Bad Oeynhausen.

Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre

zusammengestellt von
Ober-Schulrat Prof. **H. Prohasel** und Studiendirektor **J. Wahner.**

Altdeutsche Dichtungen,	H. 31.
Arndt E. M., Gedichte ...	T. 11/1.
Freytag, Fabier, 2. Aufl.	H. 25.
Romane, 3. Aufl.	H. 9.
Goethe, Dichtung u. Wahrh.	P. 8.
Egmont, 7. Aufl.	H. 4.
Gedichte, 3. Aufl.	
Adler und Taube	T. 10/1.
Amor als Landschaftsmaler	T. 10/2.
Ballade v. vertrieb. u. zurückkehr. Grafen ...	T. 8/2.
Blümlein Wunderschön	T. 8/2.
Dauer im Wechsel	T. 10/2.
Eckart, getreue	T. 8/2.
Epilog zu Schill. Glocke .	T. 10/2.
Erlkönig	T. 7/1.
Euphrosyne	T. 10/2.
Fischer	T. 7/1.
Ganymed	T. 10/1.
Gesang d. Geister über den Wassern	T. 10/1.
Glocke, wandelnde	T. 8/2.
Göttin, meine	T. 10/2.
Göttliche, das	T. 10/2.
Grenzen der Menschheit	T. 10/1.
Hans Sachsens poetische Sendung	T. 7/1.
Harzreise im Winter ...	T. 10/1.
Heidenröslein	T. 7/1.
Hochzeitslied	T. 8/2.
Ilmenau	T. 10/2.
König in Thule	T. 7/1.
Legende vom Hufeisen .	T. 8/2.
Mahomets Gesang	T. 10/1.
Goethe, Mond, an den ..	T. 10/1.
Nektartropfen, die	T. 10/2.
Prometheus	T. 10/1.
Sänger, der	T. 7/1.
Schatzgräber, der	T. 8/2.
An Schwager Kronos ..	T. 10/1.
Sebus, Johanna	T. 8/2.
Seefahrt	T. 10/1.
Totentanz	T. 8/2.
Wanderer	T. 10/1.
Zauberlehrling	T. 8/2.
Zueignung	T. 10/2.
Götz v. Berlichingen 8. Aufl.	H. 4.
Hermann und Dorothea 9. Aufl.	H. 6.
Iphigenie auf Tauris 8. Aufl.	H. 5.
Italienische Reise	P. 3.
Prosa	P. 3.
Torquato Tasso 5. Aufl.	H. 11.
Werthers Leiden	P. 3.
Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre ...	P. 3.
Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende	H. 21.
Sappho. 3. Aufl.	H. 17.
Traum ein Leben, 2. Aufl.	H. 21.
Vlies, das goldene. 3. Aufl.	H. 17.
Weh dem, der lügt. 2. Aufl.	H. 21.
Gudrunlied	H. 26.
Hebbel, Nibelungen	H. 28.
Herder, Der Cid. 3. Aufl.	H. 29.
Kleine Schriften	P. 6.
Heyse, Colberg	H. 25.

Preisangabe am Schlusse des Verzeichnisses.

Aufgaben

aus

deutschen

epischen und lyrischen Gedichten

bearbeitet

von

Prof. Dr. Ferdinand Teetz,
Studiendirektor

Zehntes Bändchen

Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik

Zweiter Teil

Das Göttliche, Meine Göttin, Die Nektartropfen, Ilmenau, Zueignung, Amor als Landschaftsmaler, Euphrosyne, Dauer im Wechsel, Epilog zu Schillers Glocke, Zusammenfassende Aufgaben

---

Dritte, verbesserte Auflage

Leipzig
Verlag von Ed. Wartig (E. Hoppe)

Vorwort.

Die vorliegende dritte Auflage des zweiten Heftes der Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik unterscheidet sich inhaltlich nur wenig von der zweiten Auflage. Jedoch ist die Form der Erläuterungen vielfach geändert worden, damit der Schematismus nicht allzusehr vorherrscht und das Ganze überhaupt gefälliger erscheint.

Die Durchsicht besorgte nach dem Tode des Verfassers Herr Gymnasialoberlehrer Alfred Heil.

Der Verlag.

Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Aufgaben sind ausgearbeitet.

Hilfsmittel.

Vgl. Heft 1, Seite VII—VIII.

XII. Das Göttliche. (um 1780).

XIII. Meine Göttin (1780).

XIV. Die Nektartropfen.

Seite

XV. Ilmenau (1783).

XVI. Zueignung (1784).

XVII. Amor als Landschaftsmaler (1787).

XVIII. Euphrosyne (1798).

XII. Das Göttliche.

(Um 1780.)

Ein Glaubensbekenntnis des Dichters.

Der Mensch ist ein Doppelwesen; er vereinigt Menschliches und Göttliches in sich; als bloßes Sinnenwesen ist er der blinden Natur, dem blinden Schicksal anheimgegeben; als Geisteswesen ist er über beide erhaben. Worin besteht nun das „Göttliche“ in uns? Diese Frage beantwortet der Dichter dahin, daß er zunächst den Gegensatz zu der „unfühlenden“ Natur und dem ebenso („auch so“) „unfühlenden“ Schicksal hervorhebt. Die Fähigkeit, das Gute und Nützliche zu erkennen, das Gute und Böse zu scheiden und, daraus sich ergebend, die Möglichkeit, auf Grund dieser Erkenntnis, dieses Gewissens, dieses Rechtsgefühls, nach eigenem Willen frei zu entscheiden und zu handeln, — das ist unser „göttliches“ Teil. Und in dieser Kraft vermag der Mensch Bleibendes zu schaffen, aus sich selbst heraus oder in Betätigung an andern (an einzelnen wie an der Gesamtheit), richtend und helfend, liebend und strafend und zur Harmonie gestaltend das Haltlose und Schwankende. — Dieses Göttliche in uns weist uns aber zugleich über uns hinaus.

Richtlinien für das Verständnis des Hymnus.

In der Anfangs- und noch deutlicher in der Schlußstrophe wird das „Edele“ im Menschen in das „Hilfreiche“ und in das „Gute“ geschieden. Mit andern Worten: der Mensch soll das „Nützliche“ und das „Rechte“ schaffen. Der „Adel“ des Menschen ist eben das „Göttliche“ in ihm. Dessen soll er sich bewußt sein, d. h. ihn äußerlich sichtbar betätigen durch sein sittliches Handeln, das als „hilfreich“ oder „nützlich“, d. h. als Betätigung selbstloser Liebe zum Nächsten, und als „gut“ oder „recht“, d. h. als den ewigen Sittengesetzen entsprechend charakterisiert wird.

Strophe 1 und 2 mahnen zur Betätigung unseres Adels. Wir stehen dabei im Gegensatz zu allen Wesen, die wir kennen: diese „fühlen“ eben nicht im vollen Sinne des Wortes; wir aber, die wir „fühlen“, „steigen“

über jene hinaus und nähern uns den Wesen, die wir nur ahnen und infolgedessen nur glauben können.

Strophe 3—8 führen das Thema „Wir tragen Göttliches in uns" weiter aus. In der unfühlenden Natur leuchten die Gestirne gleicherweise den Bösen und den Guten, den Verbrechern und den Besten; sie ist also ungerecht, d. h. nicht gut (Str. 3). Ihre Kräfte zerstören blindlings, was ihnen in den Weg kommt; die Natur ist also auch nicht nützlich (Str. 4). Das ebenso („auch so") unfühlende Schicksal tappt unter die Menge und trifft den Unschuldigen wie den Schuldigen, d. h. es ist — gleich der Natur — ungerecht, d. h. nicht gut (Str. 5), und alles, was da lebet und webet, selbst der Mensch, wird von ihm dahingerafft, d. h. es wirkt — gleich den Naturkräften — zerstörend, ist also auch nicht nützlich (Str. 6). — Beiden gegenüber steht der Mensch, der allein das jenen Unmögliche vermag, d. h. zu denken und bewußt zu handeln. (Str. 7, V. 1—2.)

Er erkennt, was recht ist (V. 3—4). Er kann anderseits „dem Augenblick Dauer verleihen", d. h. er hat das geistige Vermögen, das „Dauernswerte" nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu erhalten; dauernswert ist aber nur das, was für ihn selbst und für andere oder noch besser: für alle nützlich ist (V. 5—6). Dieses Gefühlsvermögen, dieses Erkennen des „Rechten" und „Nützlichen", des „Guten" und „Hilfreichen", dieses Sich-bewußt-werden seines „Adels" soll nun die Grundlage seines sittlichen Handelns sein (Str. 8). Natur und Schicksal sind unterschiedlos und willkürlich; der Mensch aber darf und soll nach gerechtem Gericht handeln, nur den Guten lohnen und nur den Bösen strafen (V. 1—3); Natur und Schicksal sind wahllos zerstörend und alles dem ehernen Gesetz der Vergänglichkeit preisgebend; er aber darf

> Heilen und Retten,
> Alles Irrende, Schweifende
> **Nützlich** verbinden. (V. 4—6.)

Wird der einzelne Mensch sich so seines „Adels", seines Göttlichen bewußt und handelt er so im Gegensatze zu der Erscheinungswelt und im Einklange mit der Gottheit, d. h. aus sittlich freiem Willen, dann wird er für alle („wir") zugleich ein Vorbild (weil Abbild) der Gottheit selbst, dann läßt er in uns den Keim der Gottes-Ahnung und des Gottes-Glaubens aufgehen zu einem Baum der Erkenntnis, dann ist uns die Gottheit nicht mehr „ein unbekanntes höheres Wesen", sondern ein solches, das wir verstehen und „verehren", da es im großen das tut, was jeder einzelne im kleinen tut oder wenigstens tun möchte (Str. 9).

Wie die Einleitung von einer Mahnung an uns alle zur Entfaltung und sichtbaren Betätigung des Göttlichen in uns ausging, so schließt der Dichter auch mit einer solchen: sein Bekenntnis erhebt sich damit zu der Höhe einer Predigt.

Übersicht.

A. Angabe des Themas: Der Mensch trägt Göttliches in sich und unterscheidet sich dadurch von der übrigen Erscheinungswelt; dessen Betätigung im Sinne des Rechten und Nützlichen läßt uns alle das Wesen der Gottheit ahnen und glauben (Str. 1—2).

B. Ausführung (Str. 3—8).

I. Die ungöttliche („unfühlende") Erscheinungswelt (Str. 3—6).

1. Die Natur (Str. 3—4).
   a. Sie waltet unterschiedlos zwischen Gut und Böse, ist also ungerecht, „nicht gut" (Str. 3).
   b. Sie ist wahllos zerstörend, also „nicht nützlich" (Str. 4).
2. Das Schicksal (Str. 5—6).
   a. Es richtet willkürlich und gesetzlos, ist also ungerecht, „nicht gut" (Str. 5).
   b. Es zerstört alles nach dem ehernen Gesetz der Vergänglichkeit, ist also „nicht nützlich" (Str. 6).

II. Der „fühlende", d. h. sich seiner Göttlichkeit bewußte und danach handelnde Mensch (Str. 7—8).

1. Der fühlende, das „Gute" und „Nützliche" erkennende Mensch (Str. 7).
   a. Sein Gefühl für das „Rechte", „Gute" (V. 3—4).
   b. Sein Gefühl für das „Nützliche" (V. 5—6).
2. Der hiernach handelnde, d. h. sittlich willensfreie Mensch (Str. 8).
   a. Er allein darf „gerecht", „gut" handeln (V. 1—3).
   b. Er allein darf „nützlich" handeln (V. 4—6).

C. Schluß. Ein Mensch, der sein Göttliches fühlt und sichtbar betätigt, lehrt uns alle, nicht bloß unser eigenes Göttliches zu fühlen und zu betätigen, sondern auch das Göttliche außer und über uns zu verstehen und zu begreifen: handle also auch du demgemäß! (Str. 9—10).

Anwendung.

Was der Dichter in diesem seinem Glaubensbekenntnis, dem Ausdruck seines innersten Wesens, uns „vorgefühlt" hat, das hat er uns auch vorzuleben getrachtet: „Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung" — sagt er selber in „Dichtung und Wahrheit" (Buch XIV; Werke, Bd. XXIV, S. 158).

Der religiöse Gehalt und die Würde der Kunst.

Die Ode darf als ein Seitenstück zu dem Hohen Liede der Liebe im 13. Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther gelten. In der Er-

füllung des vornehmsten aller Gebote: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst!“ bestärkt uns der Dichter; er ist einig mit dem Apostel, daß die Liebe das Größte ist und bleibet; die Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern sich hingibt für andre. Zeige du, Gott ähnlich, den Adel deines Wesens in hilfreicher Güte, in tätiger Liebe, durch Heilen und Retten, nützlich Verbinden, unermüdliches Schaffen des Rechten, so daß der Glaube an Gott durch dein Beispiel wachse! ruft er dir zu. Je inniger du nachempfindest, was edle Seelen vorgefühlt haben, um so bereiter wirst du werden, dem nachzuleben. Gefühl, geläuterte Empfindung erneuert dein Gemüt, treibt zum rechten Wollen, räumt Hindernisse, es zu vollbringen, in dir hinweg. Dazu ward dir die Kunst gegeben. Bediene dich der hohen, unschätzbaren Gunst und hebe dich empor! Bewahr jene ihre Würde, wird sie nicht selbst gemein, so trägt sie dich in ihrem Zaubermantel über alles Gemeine rasch am Äther hin, solange du dauern kannst (Faust II, Akt 3).

Der philosophische Gehalt.

Der großartige Satz, daß wir alle „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen unseres Daseins Kreise vollenden“ müssen, darf nicht aus dem Zusammenhange gerissen und etwa dazu benutzt werden, den Dichter als Monisten hinzustellen, dem die Mutter Natur das „all-eine“ Weltwesen sei. Wohl hat Goethe zeitweilig pantheistisch gedacht und sich von Spinoza beeinflussen lassen, aber er ist auch vorgeschritten zu dem Bekenntnis, daß es ein höheres Reich gibt, in welchem das bloß Physikalische überwunden ist, die „Naturgebundenheit“ nicht mehr gilt und gütige Geister des zu neuem, freierem Tun, zu neuem, freierem Leben im Licht Emporstrebenden harren. Str. 6 ist Teil-Beobachtung. Sieht man auf das Ganze, so nimmt Goethe in unserm Hymnus den Klarismus vorweg. D. h. den Glauben, daß das Eigenwesentliche im Menschen stärker ist als alle Gewalt der unverklärten, chaotischen Natur. Menschengeist — höher denn Materie. Höher denn Gehirnkraft.

Der Bau des Gedichtes in veränderter Betrachtung,

A. Voll ertönt zum Eingang (Str. 1—2) das reiche, tiefernste und fromme Grundthema, und nachdem ausgeführt, wie es möglich ist, daß der Mensch diese hohe Aufgabe im Gegensatz zu der Erscheinungswelt, im Einklang mit dem göttlichen Wesen erfüllt, er allein, dadurch seine Ähnlichkeit mit diesem, das Göttliche in sich, bekundend und den Glauben daran bestärkend, wiederholt sich das Thema siegreich zum Schlusse.

B. Der Mittelpunkt des Ganzen (Str. 7):

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche!

Vorher der Gegensatz (Str. 3—6), nachher die Ähnlichkeit (Str. 8—9). Zwischen Erde und Himmel steht der Mensch, zu diesem führt er hin, Gott ähnlich in seinem Tun, wenn er durch sein Beispiel im Kleinen erstrebt, was dieser im Großen tut, wenn er ihn, den alle ahnen, erkennen läßt in Anfängen, Ansätzen, Vorstufen der Vollkommenheit, und so den Glauben an ihn festigt und kräftigt. Der Mensch, ein „beginnendes Vorbild" Gottes, so wie das entwickelte Blatt im Keime vorgebildet liegt, „nur halb geformt und farblos". Das ist der Bau des Gedichtes.

I. Die vier Teile des Mittelsatzes (Str. 7) entsprechen genau denen des Gegensatzes. Der Mensch vermag das Unmögliche, das, was außer ihm nichts auf Erden vermag: nicht die Natur (d. h. alle Kräfte, die in der Außenwelt walten); sie kann nicht hilfreich und gut sein, denn sie fühlt nicht mit (V. 13 und 24), sie unterscheidet nicht wie er zwischen gut und böse (V. 16); unterschiedlos spendet sie ihre Wohltaten (Str. 3, dazu Matth. 5, 45), und wahllos zerstört sie auch (Str. 6, Gegensatz V. 45 ff., dazu Schillers Lied von der Glocke Str. 11). Und wie die Elemente nicht wissen, was sie tun, unbekümmert ihren Weg gehen (V. 24), nicht unterscheiden und nicht wählen, gemütlos blind sind (Schiller, Wallensteins Tod III, 18, V. 209), so spielt der Zufall in dem Geschick des Menschen, in seinem äußeren Ergehen („Glück") willkürlich und rätselhaft; nicht hilfreich und gütig erscheint es, nicht einmal gerecht; nicht nach gerechtem Gericht (Gegensatz V. 44 f.) fallen die Lose, der Schuld folgt nicht die Strafe sogleich, und „hart verletzt das Glück" (Elpenor) oft die Unschuldigsten von Jugend auf. So regel- und wahllos Leben und Weben der Natur erscheint, so gleichmäßig sicher und unabänderlich vollziehen sich doch ihre Gesetze. Auch der Mensch unterliegt ihnen.

II. Wie alles vergeht er, und doch ist er durch die Anlage seines Wesens über alles emporgehoben. Trotz aller Vergänglichkeit kann er sich unabhängig machen von der Zeit, dem flüchtigsten Augenblick Dauer verleihen, dauern in allem Wechsel. Er ist das Wesen, welches will (Schiller, Über das Erhabene XXX, 276), er ist erhaben über Raum und Zeit und über alle Naturnotwendigkeit, er ist sittlich frei.

Die mächtigen Gegensätze zu unterschiedlos, wahllos, gesetzlos, dauerlos führt Str. 8 weiter in ihren Folgen. Weil der Mensch allein unterscheidet zwischen gut und böse und wählt,

darf er lohnen und strafen; aber noch viel mehr als das: nicht bloß nach Recht und Gerechtigkeit verfahren und nach strengem Gesetz richten, sondern er darf auch heilen und retten! Wie unendlich viel höher noch steht er dadurch der unfühlenden, teilnamlosen Natur, dem launischen Glück, der Vergänglichkeit dieser Erde gegenüber! Alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden, das darf er, das kann er, er allein, denn seine Vernunft sieht oder ahnt Zusammenhang in allem; auch in dem scheinbar Ziel- und Regellosen erkennt er Zweck und Ordnung der Dinge in ihrer ganzen Größe; die Hände des lebendigen Gottes auch in den zerstörenden Kräften

„Sind Liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt."

Und er weiß seinerseits zu Zwecken zu einen und auch das Fehlende und Falsche noch und das Zerstreute und Ziellose vernünftig zu leiten und zu ordnen, dienstbar zu machen, an den rechten Ort zu stellen, daß es nützlich wird. Zum Heil und zu Gedeihen schaffendem Einklang vermag er das Irrende, Schweifende zu verbinden, er triumphiert über Zeit, Notwendigkeit und Schicksal; das Chaos der Erscheinungen, das regellose Spiel des Zufalls entwirrt sich; staunend gewahrt er die ewigen Gesetze, wie alles weislich geordnet. „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen" (Schiller Tell IV, 3), zu „lohnen", zu „heilen und retten".

„Wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte."

Im Menschen offenbaren sich der Gottheit Spuren, in ihm und durch ihn, durch sein bewußt ähnliches Können.

C. So führt uns das Fühllose im Leben und Weben der Naturkräfte, ihr erbarmungsloser eherner Gang der Notwendigkeit auf der einen Seite und das Willkürliche, Blinde auf der andern im Weltlaufe mit nichten zu kaltem, beschränktem Materialismus, zu schwarzgalligem, trostlosem Pessimismus oder zu Zweifeln an Gott und seinem Walten. Wir spüren etwas von seinem Wesen in dem unsrigen, nach seinem Bilde schuf er uns, wir ahnen ihn, gleichen ihm: geben wir ein Beispiel davon in unserm ganzen Tun und Denken, bilden wir ihn vor durch unermüdetes Schaffen des Nützlichen, Rechten! Das ist wahre Verehrung Gottes, der echte Glaube, der in Liebe und Uneigennützigkeit tätig ist. „Durch helfende Liebe allein bewähren wir, daß wir Gottes Kinder sind."*)

*) Daß wir durch unser *ganzes geistiges Vermögen* dem Augenblick

Nochmals veränderte Behandlung.

A.

Das Edle und Gute in der Menschenwelt, wie es den Menschen über alle Geschöpfe erhebt, stützt auch den Glauben an Gott, das Urbild sittlicher Vollkommenheit (Str. 1—2).

B.

Denn das Göttliche kommt für uns in der edlen Menschlichkeit zur Erscheinung.

I. Negativer Teil.
   Nicht in etwas anderm:
   1. Nicht z. B. in der Naturgewalt; denn sie ist blind (Str. 3).
   2. Auch nicht im Schicksal („Glück"); denn auch dieses ist blind (Str. 4).
      Beiden sind wir, soweit wir sinnliche Wesen sind, selbst unterworfen (Str. 5).

II. Positiver Teil.
   Unserm Geist nach sind wir über die Natur erhaben, und in unserm geistigen Wesen können wir das Göttliche zur Darstellung bringen.
   Es kann dies der Mensch
   1. sowohl in seiner zunächst nur ihn selbst betreffenden Tätigkeit (Str. 6),
      a. indem er seinen Verstand betätigt,
      b. in freier Wahl einen freien Willen kundgibt,
      c. in Schöpferkraft selbst bis in die spätesten Zeiten Dauerndes herstellt;
   2. als auch in seinem sittlichen Verhältnis zu andern (Str. 7),
      a. indem er die Guten belohnt,
      b. die Bösen bestraft,
      c. die Hilfsbedürftigen rettet.

C.

So schauen wir die Tätigkeit Gottes im kleinen Abbild in der Tätigkeit des edlen Menschen (Str. 8); Adhortatio (Str. 9).

[Leuchtenberger I, S. 82.]

Dauer verleihen, uns über Zeit und Wechsel erheben können, unvergänglich sind durch dieses unser göttliches, ewiges Teil, dies sagt uns Goethe auch in einem andern Gedichte: „Dauer im Wechsel."

[Grosse, S. 3; vgl. Düntzer, S. 92; Heuwes, S. 84; Kern, S. 90.]

**„Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden."**

A.

Entweder: Hinweis auf einen ähnlichen Ausspruch Goethes (XXVII, Abt. 2, S. 47): „Der Mensch leitet nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hin."

Oder: Die Verse, deren Inhalt man in materieller wie geistiger Beziehung nicht weit genug fassen kann, umschließen die ganze Kulturarbeit des Menschen; sie gelten im kleinsten wie im größesten.

B.

Erläuterung der Verse.

I. In materieller Hinsicht.

1. Der Mensch und die unbelebte Natur.

Wenn der Mensch die länderverknüpfende Straße zieht, Flüssen die Bahn weist, — wie vieles, was zuvor irrte und schweifte, verbindet er dann nützlich!

2. Der Mensch und die belebte Natur.

a. Der Mensch und die Flora.

Wenn der Mensch die Wildnis lichtet und das Land urbar macht, wenn er dem Boden neue Nährstoffe zuführt, wenn er rationelle Forst-, Landwirtschaft- und Gartenkultur treibt, dann handelt er „nützlich", zweckvoll und wohltätig gegenüber den vereinzelten Kräften der Natur.

b. Der Mensch und die Fauna.

Wenn er die Tiere an sein Haus und seinen Hof gewöhnt, ihre Rassen planmäßig veredelt, ihre Kräfte und ihre Gaben sich und der Mitwelt dienstbar macht, — auch dann verbindet er nützlich alles Irrende, Schweifende.

II. In geistiger Hinsicht.

1. In der Erziehung.

Wenn er weise leitet, auch da noch führt, wo er nachgibt, und mit Fehler und Irrtum so klug wie milde zu rechnen weiß, — wie geschieht es auch da, daß er die von der rechten Bahn sonst Abkommenden und blind Umherschweifenden zum gemeinsamen Besten verbindet!

2. In der Wissenschaft.

Man denke nur an Sprachvergleichung und an Heilkunde: welch eine Fülle des nützlich Verbundenen, nützlich für Erkenntnis und Leben!

3. In der Kunst.

In Musik, Dichtkunst, Malerei und Plastik — überall nichts

weiter und nichts weniger als ein nützliches Verbinden des sonst Irrenden, Schweifenden.

4. In der Politik.

Was ist an Irrendem, Schweifendem nicht alles von einem Edeln wie Kaiser Wilhelm I. durch Gründung des Deutschen Reiches nützlich verbunden, wie unermüdet das Nützliche, Rechte geschaffen!

„Entzwei und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein und leite! Beff'rer Hort."
— Sprichwörtlich. Werke, Bd. I, S. 362. —

— unsers Dichters politisches Vermächtnis!

C.

Sei auch du stets bestrebt, das „Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden!"

„Wieviel er*) ausgespendet,
Auch weit und breit vollendet,
Der Unzahl sich verbündet,
Unsäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das**) Leben entlang!"
— Goethe, Zur Logenfeier d. 3. Sept. 1825. Schluß. — (Werke, Bd. I, S. 422.)

[Vgl. Grosse, S. 10.]

Der Mensch „kann dem Augenblick Dauer verleihen."

A.

Wenn die siebente Strophe, V. 37—42, der Schwerpunkt des ganzen Gedichtes ist, so kann man ihren Worten nicht genug Tiefe und Weite beimessen. Preislieder, wie das des Sophokles:

Πολλὰ τὰ δεινὰ κ' οὐδὲν ἀν-
θρώπου δεινότερον πέλει usw.,

reichen selbst mit dem

ἄπορος ἐπ' οὐ-
δὲν ἔρχεται

nicht heran an diese Höhe und diesen Umfang: nur der Mensch vermag das Unmögliche!

„Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen."

---

*) Karl August.
**) d. h. euer.

B.

Erläuterung der Verse.

I. Negativ.

Nicht partiell:

weder durch das, was er „für die Zukunft aufbaut“ (Viehoff);

noch „durch eine aus freien Willen und sittlicher Kraft ausgeführte Tat“ (Düntzer);

noch „durch schöpferische, fortwirkende Taten und Ideen“ (Frick);

noch „weil er das Gute, was jemand getan hat, in der Erinnerung festgehalten, und es nach vielen Jahren noch dankbar ihm vergelten, der frevelhaften Tat noch in später Zeit die ihr gebührende Folge geben kann“ (Franz Kern); — das sind alles nur Teile des Ganzen. —

II. Positiv.

Vielmehr universell:

Durch jedwede Außerung des geistigen Vermögens kann der Mensch empfindend, denkend, handelnd dem Augenblicke Dauer verleihen für sich sowie für andre, ja, für alle, in seinem Leben sowie in dessen Folgen, die unendlich sein können, wenn er unermüdet das Nützliche, das Rechte schafft. Was er in einem Augenblick, in schönen, besonders glücklichen Stunden durch ein Wort, das er gehört, durch ein Buch, durch einen Menschen, den er kennen gelernt, einmal erlebt oder innerlich erfahren, empfunden und erkannt hat, das wird oft entscheidend für sein ganzes Leben und gewinnt Dauer in seinem Wesen, in Erkenntnis, Überzeugung, sittlichem Streben, in seinem ganzen Sein, in seiner Gesinnung, seinem Ethos oder, wie wir gewöhnlich, aber nicht besser sagen, seinem Charakter und dem entsprechenden Tun und Schaffen:

„Die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.“

— Goethe, Zur Logenfeier, Werke, Bd. I, S. 421*) —

*) Biese I, S. 145: Der Ausspruch: „Er [der geistige Mensch] kann dem Augenblick Dauer verleihen“ gilt nicht nur in sittlicher Hinsicht, also von einem Leben, das untilgbare Spuren hinterläßt, fruchtbar fortwirkend durch sittliche Handlungen, sondern auch von allen Geistestaten: was dem Forscher, dem Künstler, dem Erfinder die Gunst der Stunde offenbart, dem kann er im Wort, dem kann er im Ton, im Stein oder in Farben, im Apparat, in der Maschine eine ewig dauernde Form verleihen; was die Welle der Zeit verrauschen läßt, bannt der Künstler; die großen Menschen, die großen Ereignisse, die auftauchen und verschwinden, überliefert er im darstellenden Bilde der Nachwelt; er preist das Geistige, Unvergängliche in harmonische Form um. Das Göttliche im Menschen ist die geniale, geistig-sittliche Kraft.

C.

Wie oft ist jenes geschehen und wird geschehen! Wohl dem, der früh einen solchen Keim der Ewigkeit für sein Leben gewinnt, Augenblicke genießt, in denen er, sei es im höchsten Glück, sei es in tiefem Schmerz, Gottes und der Ewigkeit sicher, seiner eignen Übersinnlichkeit und Unvergänglichkeit lebendig und unumstößlich sich bewußt wird, wo mit göttlichem Leben sein Busen sich füllet

„und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reichet".

— Achilleis, V. 397. Werke, Band 22, S. 187 —

(Grosse S. 15.)

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Gedankeninhalt des Gedichtes.
2. „Das Göttliche", Grundgedanke (und Motivierung).
3. Der wahre Adel der menschlichen Natur.
4. Die Aufgabe des Menschen.
5. Das Göttliche im Menschen.
6. Worin findet Goethe das Gottähnliche im Menschen?
7. Die sittlich-religiöse Aufgabe des Menschen.
8. Was bringt den Menschen gleichsam der Gottheit näher?
9. Natur und Mensch. Nach dem Gedichte.
10. Natur, Mensch und Gottheit.
11. Das Gedicht — ein Glaubensbekenntnis Goethes.
12. Das Gedicht im Text zu Herders Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen.
13. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."
14. „Unfühlend ist die Natur." (J. A. Hartung, S. 223.)
15. „Unfühlend ist die Natur" — welche Pflicht ergibt sich nach Goethe daraus für uns Menschen?
16. Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit in den Gedichten „Das Göttliche" und „Grenzen der Menschheit".
17. Inwiefern kommt die Heldin des Dramas „Iphigenie" dem Ideal nahe, welches dem nach Vollendung strebenden Menschen — nach Goethes Auffassung — vorschwebt?

XIII. Meine Göttin.

(Kaltennordheim a. d. Rhön, 15. IX. 1780.)

Die Konzeption des Gedichtes.

„Ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab; auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon," schreibt der Dichter an die ihn beherrschende Freundin am 14. September 1780 von einer mit dem Herzog angetretenen Besichtigungsreise durch das Weimarer Oberland, — der typische Vorgang bei der Konzeption Goethescher Lyrik: das Gesehene wird zum Gleichnis, und aus dem Gleichnis erwächst die Reflexion. Das Pferd, das er unter sich hat, wird ihm zum Pegasus; dessen seelische Anschauung löst die Gedanken aus über das innerste Wesen, die Voraussetzung jeglicher Dichtung, die Phantasie als „seine" — des Dichters — Göttin. Das ihm so aufgegangene Gedicht sandte Goethe am nächsten Tage von Kaltennordheim aus ohne Überschrift seiner Herzensfreundin ein.

Wiedergabe des Inhalts.

Strophe 1 würdigt die Phantasie, als Tochter des Zeus — sie kann nicht erworben werden, sondern ist angeboren, also göttlichen Ursprungs — des höchsten Preises; gleichzeitig faßt sie ihre wesentlichen Züge zur ersten Totalauffassung zusammen: sie ist ewig beweglich, immer neu und seltsam, d. h. — entsprechend — von nie versagender, immer schöpferischer, wenn auch vor der Erfahrung und dem Verstande nicht bestehender Gestaltungskraft.

Strophe 2—9 geben die Begründung dieser Würdigung an, in drei Hauptteilen, deren jeder einzelne von neuem mit der Preiswürdigkeit einsetzt.

Der erste Hauptteil (Strophe 2—4) mit dem „denn" zu Anfang die Benennung „Schoßkind Jupiters" speziell begründend, stellt die Phantasie zunächst als eine Göttin hin, die über alle andern Gottheiten, (selbst Athena, die Göttin der Weisheit!) infolge ihrer nur dem Göttervater sonst vorbehaltenen Eigenschaften — ungebundene, schöpferische Freiheit; alle andern Götter haben einen mehr oder minder eng begrenzten Wirkungskreis — hinausragt, also des ersten Preises würdig ist (Str. 2), und entwickelt dann das Wesen dieser ihrer ungebundenen Freiheit — ihre Wirkungsart: sie kann ebensowohl Bilder heiterer Lebensfreude und des Frohsinns als eine liebliche Fee in lachender, sonnenbeglänzter Landschaft

vorführen (Str. 3), wie düster und schwermütig des Lebens Weh und Leidenschaften darstellen als grausige Furie in wilder, sturmgepeitschter, nur von wechselnden Mondesblicken erhellter Landschaft (Str. 4).

Der zweite Hauptteil schildert die Wirkungsstätte der Göttin (Str. 5—7) — wieder zunächst ihre Preiswürdigkeit betonend, ehe das eigentliche Teilthema ausgeführt wird. Müssen wir den Vater preisen, der sie uns gegeben hat, so ist dies eben die Folge ihres eigenen hohen, unvergleichlichen Wertes (Str. 5). Nun der Wirkungskreis selbst! (Str. 6—7). Sie ist ausschließlich tätig im Dienste des Menschen; sie ist die stete Genossin seines Lebens, seiner Freuden und seiner Leiden — gleichsam die treue Gattin, die ihn in der Trübsal aufrichtet und ihm die Enttäuschungen und Schicksalsschläge leichter erträglich macht, wie anderseits sein Glück und seine Lebensfreude noch zu erhöhen, noch zu verklären und zu vertiefen vermag (Str. 6 = erster Unterteil). Demgegenüber ist das Leben aller andern Geschöpfe — eben weil sie der Göttin entbehren — nur ein Vegetieren, ein „Wandeln und Weiden"; ihrem „dunklen Genuß" fehlt die Verklärung, ihren trüben Schmerzen die Ablenkung; ihr phantasieloses Dasein ist gebunden an die Gegenwart (zeitlich beschränkt: augenblicklich) nud an den Ort, an dem sie sich gerade befinden (örtlich beschränkt) (Str. 7 = zweiter Unterteil).*)

Beantwortete der erste Hauptteil die Frage: „Wie wirkt sie?", der zweite die Frage: „Wo wirkt sie?", so der dritte die Frage: „Wann, d. h. unter welcher Voraussetzung, wirkt sie?", ebenfalls erst wieder beginnend mit der Aufforderung: „Freut euch ihrer!", d. h. ihre Preiswürdigkeit betonend, denn nur das, wessen ich mich freue, scheint mir des Preises wert (Str. 8, V. 1—4). Die holde Göttin — fährt dann der Dichter fort — kann ihres das Leben verklärenden Amtes nur dann walten, wenn wir ihr die ihr gebührende Stellung einräumen und ihr als der Geliebten Liebe, als der Frau des Hauses die Würde geben, d. h. sie nicht durch rohe Sinnlichkeit und lüsterne Gemeinheit besudeln und entwürdigen (Str. 8, V. 5—8), sie anderseits auch schützen vor meisternder Beschränkung durch Klügelei und banausische Weisheit, vor Störung und Verstimmung durch den kahlen, nüchternen Verstand, der so gerne als Lug und Trug und Täuschung verdammt, was ein Spiel der Phantasie, was die Verklärung des Wirklichen ist (Str. 9).

---

*) „Den Tieren ist, obwohl sie Gedächtnis, Klugheit, Affekte haben, die Verklärung des Genusses, die Milderung des Leidens, die Erinnerung an Vergangenes, der Traum der Sehnsucht versagt; gebunden sind sie durch Triebe, nur unbewußt, zwecklos handelnd, nur dem willkürlichen Spiel der Assoziationen sind sie gegeben. — Hier läßt sich manches über Tierpsychologie, über Instinkt und Intelligenz sagen, wie diese auf bewußter Bildung von Urteilen und Schlüssen und bewußt zwecktätigen Handlungen, jener auf sinnlichen Vorstellungsassoziationen sich gründet." [Biese.]

Der Schluß (Str. 10) warnt vor Überschätzung der lieblichen Göttin: streut sie auch Poesie in die Prosa des Lebens und verklärt und verschönt sie auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so würde das Leben dennoch inhaltlos bleiben, wenn nicht die „ältere", d. h. erfahrungsreiche, und „gesetztere", d. h. verständige Schwester, die Hoffnung, die den Flug der Phantasie ins Unmögliche hemmen und — wie sie sich selber nur auf dem Gebiet des Realen, des zu Verwirklichenden bewegt — so auch die Phantasie auf den Kreis des Möglichen bannen muß, unsre „Treiberin" und „Trösterin" wäre, eine Treiberin der Lebens-„Freude", eine Trösterin in des Lebens „Elend", d. h. in beiden Fällen uns zu frischem Schaffen beseelen würde.

Übersicht.

A. **Einführung.** Der Phantasie („Meiner") [!] Göttin) gebührt der höchste Preis (Str. 1).

B. **Ausführung.** Begründung der Preiswürdigkeit (Str. 2—9).

I. Die Art ihrer Wirksamkeit (Str. 2—4).
(Die Göttin ist zu preisen; denn wie wirkt sie?)
1. Sie erfreut uns durch liebliche Bilder (Str. 3).
2. Sie erschüttert (und reinigt, erhebt) uns durch grausige Bilder (Str. 4)*)

II. Die Stätte ihrer Wirksamkeit (Str. 5—7).
(Die Göttin ist zu preisen; denn wo wirkt sie?)
1. Positiv: sie beglückt nur die Menschheit (Str. 6);
2. Negativ: nicht aber die andern Geschöpfe (Str. 7).

III. Die Voraussetzung ihrer Wirksamkeit (Str. 8—9).
(Die Göttin ist zu preisen; denn wann, d. h. unter welchen Voraussetzungen wirkt sie?)
1. Sie darf nicht besudelt und entwürdigt werden (Str. 8, V. 5—8)
2. Sie muß geschützt werden vor meisternder Beschränkung (Str. 9).

C. **Schluß.** Warnung vor Überschätzung: nur mit der Hoffnung im Bunde gewährleistet sie ein glückseliges, von mutigem Streben ausgefülltes Dasein (Str. 10).**)

Dieselbe Aufgabe anders behandelt.

A.

Die Einleitung des Gedichts stellt in paramythischer Weise die Phantasie als Jupiters Kind und zwar als sein liebstes dar (Str. 1—2).

*) Man denke beispielsweise an die Wirkung der Tragödie im Sinne des Aristoteles! **) Vgl. Viese I, S. 140; Straub S. 21; LL. 57, 1898, S. 40.

B.

Die Phantasie — eine dankenswerte Gabe Gottes an die Menschen.

I. Die Gabe selbst in ihrer Beschaffenheit (oder die Wirkungsart der Phantasie):
1. Sie führt bald liebliche Bilder vor (Str. 3);
2. Sie führt bald grausige Bilder vor (Str. 4).

II. Die Empfänger der Gabe (oder der Wirkungskreis der Phantasie):
1. Nicht alle Kreaturen (Str. 7);
2. Vielmehr nur die Menschen (Str. 5, 6, 8, 1—4).

III. Der Dank der Empfänger (oder die Würdigung der Phantasie):
1. Durch Achtung gegen sie (Str. 8, 5—8);
2. Durch Schutz für sie gegen ihre Feindin (Str. 9).

C.

Ihre Schwester, die Hoffnung (Str. 10).

[Leuchtenberger, II, S. 80.]

Welches Bild erhalten wir in dem Gedicht von der menschlichen Phantasie?

A.

Hinweis auf das Gedicht und seinen Inhalt; Übergang zum Thema.

B.

Das Bild der Phantasie.

I. Ihr Reich.
Die Welt des Geistigen.
1. Ihr Sitz: der mit Geist begabte Mensch.
2. Ihr Wirken: rein geistig.

II. Ihr Verhältnis zum Menschen.
1. Was dankt ihr der Mensch?
2. Was ist der Mensch ihr schuldig?

III. Ihre Gefahr.
1. Der Mensch unter ihrer ausschließlichen Herrschaft — ein „Spiel der Wolken und Winde“.
2. Beseitigung der Gefahr durch die Verbindung mit der Hoffnung, die ihm wieder realen Boden gibt.

C.

Hänge auch du nicht „leeren Träumen“ nach, die ins Weite und Wilde schwärmen, sondern strebe immer danach, „das Tagewerk deiner Hände zu vollenden“ (Goethe, „Hoffnung“).

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Idee und Gedankengang des Gedichts.
2. Über die Wirkungen (die Macht, das Wesen) der Phantasie.*)
3. Einfluß der Phantasie auf unsre Erkenntnis und Gesinnung.
4. Die Phantasie und ihr Einfluß auf das Leben (auf die Zufriedenheit).
5. Wie verhält sich die Phantasie zu den übrigen Seelenkräften?
6. Laß deine Phantasie nicht herrschen, sondern dienen.
7. Die Hoffnung und ihr Verhältnis zur Phantasie.
8. Was ist Phantasie? (*Jonas II, S. 102.)
9. Die Hoffnung. Im Anschluß an das Gedicht.
10. Über die Verse: „O daß die (Hoffnung) erst
    Mit dem Lichte des Lebens" usw.
11. Die Phantasie nach Goethe und Tieck („Phantasus").
12. Würdigung der Phantasie nach Goethe und Rückert („Die Zwei und der Dritte").

XIV. Die Nektartropfen.

(1782?)

Inhaltsangabe.

Das Gedicht versinnlicht in paramythischer Einkleidung den Gedanken, daß alle Kunsttriebe und Kunstanlagen Himmelsgaben, also göttlichen Ursprungs sind; zugleich erklärt es sinnig, wie es kommt, daß der Mensch diese Göttergabe mit manchen Tieren teilt.

Gliederung des Gedichtes.

Die drei Teile des Gedichts sind schon äußerlich durch die drei Absätze vom Dichter bezeichnet.

V. 1—12 geben als Einleitung die Voraussetzung der Handlung an: Minerva als Göttin der Kunst fühlt das Bedürfnis, Prometheus' Geschöpfen, den Menschen, den Trieb zu holden Künsten, den ihnen ihr Schöpfer nicht geben konnte, einzuflößen. Als sie in einer Nektarschale die edle Gabe zur Erde herniederträgt — das Bild ist Goethes eigne Erfindung —, fallen ein paar Tropfen auf den grünen Boden nieder.

*) Vgl. die geistvolle Studie Bieses, a. a. O. II, S. 1.

V. 13—18 schildern, wie einige Tiere von diesem Göttertrank naschten, d. h. in den Besitz ihrer Kunstfertigkeit gelangten: die Biene, der Schmetterling und die Spinne.

V. 19—22 geben — als Schluß des Ganzen — die Folge der Haupthandlung an: so teilen einige kunstübende Tiere dieses schöne Glück mit den Menschen.

Übersicht.

Minervas Absicht, den Menschen die Kunst zu vermitteln, und ihr Mißgeschick dabei, die Verschüttung einiger Tropfen (V. 1—12).

Aus den verschütteten Nektartropfen gewinnen einzelne Tiergattungen die Himmelsgabe (V. 13—18).

I. Die Biene als Vertreterin des tierischen Fleißes.
II. Der Schmetterling als Vertreter der tierischen Schönheit.
III. Die Spinne als Vertreterin der tierischen Geschicklichkeit.

Die Folge: so teilen die Tiere mit den Menschen das schönste Glück, die Kunst (19—22).

Einschränkung des Schluß-Gedankens.

Mit Recht sagt der Dichter, daß nur ein sehr geringer Teil der Tierwelt die Himmelsgabe gekostet hat: einmal sind es nur wenige Tiergattungen, die überhaupt im Besitze von Kunsttrieben und Kunstanlagen sind; anderseits sind auch diesen nur wenige Tropfen zuteil geworden, während die Menschheit die ganze Schale des Göttertrankes erhielt: das Tier besitzt nur die Kunst in ihrer untergeordneten Form, als rein mechanische Kunstfertigkeit, während von dem Besitze der Kunst im eigentlichen Sinne bestehen bleibt, was Schiller sagt:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“

— Die Künstler, V. 30 ff. —

[Vgl. Düntzer, S. 99; Heuwes, S. 142; Linnig, Vorschule, S. 18, 187.]

Die antike Sage und Goethes Paramythie.

A.

Bewunderung erfüllt uns beim Anblick der Werke, die der menschliche Geist geschaffen hat; unsre Bewunderung verwandelt sich in Staunen, wenn wir die Arbeiten einzelner Tiere (welcher?) betrachten, welche die

Vollkommenheit menschlicher Werke in mancher Hinsicht übertreffen. Schon die alte Sage hat es versucht, diese Kunstfertigkeit der Tiere zu erklären; in edler Auffassung tut Goethe in der Paramythie „Nektartropfen" das Gleiche.

B.

Die Kunstfertigkeit der Tiere.

I. In der alten griechischen Sage.

1. Die Sage von Arachne.

Arachne, eine lydische Jungfrau, Tochter des Idmon, eines kolophonischen Pupurfärbers, hatte von Athene die Webekunst erlernt. Sie forderte die Göttin zum Wettstreit auf und stellte die Liebesabenteuer der Göttin in ihrem Gewebe dar. Athene zerriß erzürnt das Gewebe, schlug Arachne vor die Stirn und verwandelte sie in eine Spinne. (Ovid Met. VI, 5 ff.).

2. Kritik der Sage.

Wo der Grieche etwas Großes, Unbegreifliches fand, zog er zur Erklärung seine Götter heran. Aber diese sind, ebenso wie die Menschen, allen Schwächen unterworfen, sind nicht frei von Übermut, Parteilichkeit, Haß und Neid. Auch hier, wo es galt, zu ermitteln, wie selbst unvernünftige Tiere zu Verrichtungen gelangen, die eine Kunstkenntnis zu verraten scheinen, konnte es der alte Grieche nur aus dem Neide der Gottheit herleiten. Der Mensch, der sich erkühnt, in der Kunstfertigkeit selbst die Göttin der Kunst übertreffen zu wollen und sich mit ihr in einen Wettstreit einzulassen, sollte nicht ungestraft bleiben. In eine ungestalte Spinne verwandelte Minerva die stolze Erdentochter, die nun nach ihrer Verwandlung ihre frühere Beschäftigung fortsetzt.

II. In Goethes Gedicht.

1. Der Inhalt des Gedichts.

2. Die Auffassung der Gottheit.

Von der griechischen Gottheit konnte der besorgte Gastfreund sagen: „Mir grauet vor der Götter Neide." Goethes Auffassung ist viel edler. Die christliche Religion hat einen Gott der Liebe, der die Menschen zur Vollkommenheit, zur Glückseligkeit führen will. Die Auffassung der alten Sage war unwürdig; bei Goethe empfangen auch die Tiere den Kunsttrieb durch die Gottheit.

3. Der Grundgedanke.

Prometheus hatte den Menschen geschaffen; was er ihm nicht geben konnte, die „holde Kunst", das mußte ihm eine Gottheit bringen. Die Kunst ist also göttlichen Ursprungs, ist etwas Göttliches. Göttliches Walten, göttliche Kraft verspüren wir nicht nur in der Ordnung des Weltalls, nicht nur in dem höhern, geistigen

Leben des Menschen, sondern auch in der kunstvollen Tätigkeit der unscheinbaren Tiere.

C.

Goethe wollte keine naturwissenschaftliche Erklärung geben, sondern die Kunsttätigkeit auch in dem unvernünftigen Tiere als eine Gabe der wohlwollenden Gottheit in dichterischer Auffassung erklären.

[Nach Pauckstadt, S. 130.]

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Mythologische Erklärung des Gedichts.
2. Woher haben gewisse Insekten ihre Kunstfertigkeit?
3. Die Kunst, ein Geschenk Gottes.

XV. Ilmenau.

(3. Sept. 1783.)

Geschichtliches.

Acht Jahre hatten bereits Karl August und Goethe, der Fürst und der Dichter, miteinander in Liebe und Freundschaft verlebt und waren sich, je länger desto mehr, unentbehrlich geworden. In den ersten Monaten ihres Zusammenseins (1775/76) war der Zerstreuungen und Feste kein Ende gewesen. „Ich treib's hier toll genug," schreibt Goethe an Merck; „wir machen des Teufels Zeug." Schlittenpartien, Eislauf, Bälle, Jagden, Hoffeste, Ausflüge, ländliche Tanzvergnügungen, Maskenscherze und sonstige Mummereien, Theateraufführungen und Gelage drängten sich, und das Auftreten des jungen Fürsten und des Dichters, der bald die höchsten Staatswürden bekleiden sollte, war nichts weniger als gemessen; öfter sogar „brutalisierten sie die bestialische Natur" und knallten stundenlang mit großen Hetzpeitschen auf dem Markte. Nicht wenige sahen mit ernstem Bedenken auf dies Treiben, und noch weitere Kreise ergriff das Mißvergnügen, als der Fürst den Dichter 1776 plötzlich zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Konseil ernannte. Es kam sogar zu einem förmlichen Protest der Hofbeamten gegen diese Maßregel. Aber der fürstliche Freund blieb unerschütterlich fest. „Einsichtige", antwortete er, „wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Ort zu gebrauchen, als

wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kolleg setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat und Regierungsrat war, ändert gar nichts. Ich sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und vor meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können." Diese Antwort aber ist ein ehrendes Denkmal der Gesinnungen des erst neunzehnjährigen Fürsten und zugleich ehrenvoll für Goethe, an dessen Vater der Herzog gleichzeitig schrieb: „Goethe kann nur eine Stellung haben — die eines Freundes; alle andern sind unter seinem Wert."

Der neue Geheimrat hat das in ihn gesetzte Vertrauen auf das glänzendste gerechtfertigt. Die Genieperiode mit ihren Tollheiten hatte er bald hinter sich, und die klare Ruhe seines Wesens, die an die Stelle des jugendlichen Übermutes trat, wirkte auch auf den Herzog zurück, der „wie ein edler Wein war, aber noch in gewaltiger Gärung und mit seinen Kräften nicht wo hinaus wußte, . . . dem es nichts war, ein Herzogtum geerbt zu haben, dem es aber etwas gewesen wäre, hätte er sich eins erringen, erjagen, erstürmen können".*) Und wie Goethe in den mannigfachen Verwaltungszweigen, deren Leitung ihm nach und nach übertragen wurde, eine feste Hand, einen genialischen Geist zeigte, wie er dadurch, daß er vielen nützte und niemandem schadete — er erschloß dem Lande neue Hilfsquellen durch die Wiedereröffnung der Ilmenauer Bergwerke und weckte und belebte alle geistigen Interessen, — sich nach und nach die Verehrung aller, selbst seiner Gegner, gewann, so „hatte sich auch der Herzog aus der Sturm- und Drangperiode bald durchgearbeitet, in der er anfänglich dem Dichter manche Not und Sorge gemacht" hatte, „dessen tüchtige Natur sich bald gereinigt und zum Besten gebildet, so daß es eine Freude war, mit ihm zu leben und zu wirken."*)

Dieser Zeit der Klärung, als der Herzog sowohl als auch Goethe über die Gärungen des Sturmes und Dranges längst hinaus waren, gehört das zum 26. Geburtstage des fürstlichen Freundes verfaßte Gedicht „Ilmenau" an; aber es versetzt uns gleichzeitig zurück in die Zeit des burschikosen Treibens, das die geltende Sitte mißachtete; ja es streift sogar noch eine frühere Zeit, der „Götz" und „Werther" entsprungen waren, deren Erscheinen den Blick des Fürsten auf Goethe gelenkt und zu dessen Berufung an den Weimarer Hof beigetragen hatte. Den größten Teil nimmt jedoch die Schilderung einer nächtlichen Szene ein, die der Sturm- und Drangzeit in Weimar angehört, und über die sich der Dichter, als das Gespräch nach dem Tode des Herzogs (1828) einmal auf jene Szene kam, zu Eckermann also äußerte:

---

*) Worte Goethes im Gespräch mit Eckermann nach dem Tode des Herzogs.

„Das Ilmenauer Gedicht enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrecherischen Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trocknem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel,*) dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trocknen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf,**) der Schlanke mit den feinen, langen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen, kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlafe. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres."

Die unmittelbare Veranlassung zu dem Gedichte.

Goethe hatte sich 1783 — wenige Tage nach Vollendung seines 34. Lebensjahres — von Weimar nach dem malerisch an der Ilm (südwestlich von Weimar) gelegenen Bergstädtchen Ilmenau begeben, das so oft das Ziel der Ausflüge und der Schauplatz mancher tollen Streiche des Herzogs sowohl als auch Goethes selbst gewesen war, und wohin er sich auch später noch gern zurückzuziehen pflegte, wenn er, von Regierungssorgen bedrückt, über das Mißlingen seiner lautersten Absichten verstimmt, Sammlung und frischen Mut zum Weiterstreben auf seiner amtlichen Laufbahn suchte. Dieses Vertrauen in die Zukunft war ihm gerade am 3. September 1783, dem Geburtstage seines fürstlichen Freundes, dessen Lebensentwicklung die schönsten Hoffnungen erregte, und von dem das Wohl und Wehe nicht bloß des ganzen Landes, sondern besonders auch sein eigenes volles Glück abhing, ein Herzensbedürfnis, und so führte er denn am Morgen des Geburtstages auf der Höhe des Kickelhahns, des höchsten Gipfels der Ilmenauer Berge, den schon länger bedachten Plan aus, dem Herzoge zu seinem Freudentage ein würdiges dichterisches Glückauf zu weihen — das seltsam-freimütigste Geburtstagsgedicht, das je ein Minister seinem

*) Erzieher des jungen Prinzen.
**) Kammerherr (ehemaliger sardinischer Oberstleutnant), Dichter, Übersetzer und Komponist.

Herrn gewidmet hat. Goethe ruft dem Herzog die großen, nach seiner (Goethes) Ansicht für einen Herrscher fundamentalen Worte zu: „Beschränke dich selbst, lerne entbehren!"*)

Die Gliederung des Gedichtes.

Das Ganze zerfällt in zwanzig Strophen von ungleicher Länge.**)

In Str. 1—2 grüßt der Dichter das Ilmenauer Tal, die Stätte fröhlicher Jagdlust und stiller, ernster Arbeit. Zugleich sucht er den Ton für die Begrüßung des fürstlichen Freundes zur sechsundzwanzigsten Wiederkehr seines Geburtstages. Dies ist um so nötiger, als — Str. 3 — die Gegenwart, in die der Dichter hineinschaut, das Gefühl des Unbehagens hervorrufen muß, des Unbehagens darüber, daß trotz aller seiner Bemühungen für das Wohlergehen der Menschen diese dennoch in „Erdefesseln" gehalten werden.

In Str. 4—17 sieht sich der Dichter aus der Wirklichkeit der Gegenwart in ein visionäres Traumdasein der Vergangenheit entrückt, das ihm, solange er darin befangen ist, freilich auch als wirklich und gegenwärtig erscheint. Str. 4 bereitet die Vision vor. „Verjüngt euch nur," hat er den grünenden Bergen zugerufen, „wie ihr es oft getan, als fing' ich heut' ein neues Leben an." Während er freudig ahnungsvoll der Erfüllung dieser Träumerei entgegenlauscht, versinkt die Gegenwart: er ist im Land der Träume, der Vergangenheit, der ersten Jahre seines weimarischen Aufenthalts.

Die Strophen 5—16 entfalten also ein Bild aus der längst vergangenen Sturm- und Drangperiode. Der erste Teil führt die lustigen Gefährten Goethes und des Herzogs vor (Str. 5—9), der zweite den Dichter selbst und den fürstlichen Freund (Str. 11—16), beide Teile eingeleitet durch je eine Strophe, die dort (Str. 4) erst eine Frage, (nach dem verlorenen Pfad und den seltenen Stimmen) und dann den Gang in die Nähe der seltsamen Gestalten, hier (Str. 10) umgekehrt erst den Gang zu der einsamen Hütte und dann die Frage nach ihrem geheimnisvollen, in ernste Gedanken

---

*) Das große Mittelstück, die Vision, die dem Dichter den Herzog und seine Genossen beim nächtlichen Lager im Walde vorführt, ist wahrscheinlich schon 1775 — unter der frischen Einwirkung des Geschauten — entstanden, dann sieben Jahre lang liegen geblieben, bis es in eine zweite Dichtung, die Goethe dem Herzog widmete, eingeschlossen ward. (Bielschowsky, II, S. 373.)

**) Zur Vermeidung von Irrtümern führe ich die Strophenteilung an: I = V. 1—6; II = V. 7—12; III = V. 13—20; IV = V. 21—28; V = V. 29—34; VI = V. 35—42; VII = 43—58; VIII = V. 59—68; IX = 69—76; X = V. 77 bis 91; XI = V. 92—99; XII = 100—111; XIII = V. 112—119; XIV = V. 120 bis 129; XV = V. 130—135; XVI = V. 136—155; XVII = V. 156—165; XVIII = V. 166—175; XIX = V. 176—183; XX = V. 184—191.

versunkenen Hüter enthält. Der Charakteristik der lustigen Gefährten sind 2×2 Strophen, der des Dichters und des Herzoggs 2×3 Strophen gewidmet.

In Str. 6—7 — dem ersten Unterteil — spricht der Dichter aus, was er sieht: ein nächtliches Gelage bei kleinen Hütten, und wen er in den Gestalten zu erkennen glaubt: der Jäger wildes Geisterheer, oder Zauberkünste treibende Gnomen, oder Ägyptier, d. h. Zigeuner, oder endlich den flüchtigen Fürsten im Ardennerwald, d. h. den verbannten Herzog mit seinem Jägergefolge aus Shakespeares „Wie es euch gefällt“. Diese Erinnerung an den großen Briten führt ihn auf den richtigen Weg (Str. 8—9: zweiter Unterteil): es sind die lustigen Gefährten aus der kraftgenialischen Zeit, die jugendlichen Stürmer, in denen die Phantasiegeschöpfe Shakespeares verkörpert zu sein scheinen. Mit ihnen hat er ja damals oft solche tollen Lustfahrten und Trinkgelage mitgemacht, wie er sie jetzt im Geiste schaut: unter ihnen Knebel und Seckendorf, ohne Namen, aber beide kenntlich durch individuelle Pantomimen.

Nachdem der Dichter sich dann im Geiste an das Ende des Tales, fern von dem Gelage der muntern Schar, zu einer leicht gezimmerten Hütte begeben und den einsamen Wächter vor ihr erblickt und nach dem Gegenstande seines ernsten Nachdenkens gefragt hat — Str. 10, Einleitung zum zweiten Hauptteile —, folgt in diesem selbst — erster Unterteil (Str. 11—13) — die wundervolle Charakteristik des Dichters und — zweiter Unterteil (Str. 14—16) — die des Herzogs. Der Einsame, der an der Schwelle sitzt, ist der Dichter selbst, d. h. der Goethe von 1775/76 und der nächsten Zeit; er bewacht den Schlummer des Herzogs, d. h. des Herzogs in der Entwicklung der gleichen Periode. Der Dichter kennt sich ebensowenig wieder wie die übrige Gesellschaft, — eine feine Andeutung der Wandlung, die in ihm seit jener Sturmzeit vorgegangen ist. Indem er seinem andern fragenden Ich antwortet, zieht sein bisheriger Lebensgang wie in einem Traume vorüber. Zunächst allgemeine Charakterzüge: seine Neigung, sein innerstes Geistesleben den Blicken der Menschen zu entziehen, und sein Verzicht auf den guten Rat andrer, da er es für besser hielt, den Kelch der Jugendirrtümer ganz auszuleeren und durch Erfahrung klug zu werden; seine fatalistische Lebensauffassung und endlich sein Bestreben, Selbsterkenntnis nicht aus Selbstbetrachtung, sondern aus den eignen Handlungen zu schöpfen (Str. 11—12). Sodann eine Charakteristik seiner Stellung in Weimar; er hatte es gewagt, den weimarischen Fürstenhof zum Wohnsitz freier Menschlichkeit zu machen; dabei hatte ihn ein edler Trieb geleitet, er brachte „reines Feuer vom Altar“; doch hatten seine Schriften auch unedle Triebe und Begierden entfesselt. („Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.“) Zuerst schlugen ihm, dem ruhmgekrönten Sänger, bei seiner Ankunft aller Herzen entgegen, aber durch sein genialisches Leben mit dem Herzog stieß er „allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten

für'n Kopf" (Brief an Merck aus dem Jahre 1776); nur durch das Vertrauen auf des Herzogs edle Natur fühlte er sich beglückt (Str. 12 und 13). —

Der zweite Unterteil ist der Charakteristik des Herzogs in seiner damaligen Entwicklungsperiode gewidmet; keiner konnte in dessen Wesen so tiefe und richtige Blicke tun als der ihm in manchen Stücken verwandte Dichterfreund, und in dieser aus tief schmerzlich bewegter Freundesseele quellenden Charakteristik des jungen Herzogs erkennt man leicht ein Spiegelbild der Versuchungen und Qualen, die einst auch des Dichters Leben verwirrten und verdüsterten, über denen nun aber die geläuterte Seele „schwebt dem Geier gleich, auf Morgenwolken". Der fürstliche Freund, so hören wir das vormalige Ich liebevoll-bekümmerte Auskunft über den Herzog geben, war ebenso edel angelegt wie maßlos ungestüm. Das edle Herz wurde in der Betätigung seiner edeln Eigenschaften durch ein enges Schicksal d. h. durch Erziehung und Stellung, beschränkt; aber er suchte diese Hindernisse zu überwinden und mußte dabei gegen sich selbst ankämpfen (Str. 14). So war er noch in einem Gärungsprozesse begriffen, einer Sturm- und Drangperiode, in der er dem Freunde oft Not und Sorge machte. „Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich schnell zum Besten, so daß ich ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner frühern Jahre sehr wohl erinnern mochte."*)

Die Vision endet — entsprechend ihrer Einführung in der Einleitung — damit, daß am Schlusse der Traum verschwindet; die visionären Traumnebel fallen, der Dichter wird sich wieder seiner selbst bewußt, und ein Dank- und Glücksgefühl bemächtigt sich seiner, überströmend in die Worte, die ganz aus seinen innersten Empfindungen fließen: „Wie dank' ich, Musen, euch" usw. (Str. 17).

Es folgt der Schluß des ganzen Gedichts, (Str. 18 bis 20). Hatte die Einleitung eingesetzt mit einem Eingangsakkord von wunderbarer Prägnanz, dem sich ein Blick in die unbehagliche Gegenwart anschloß, so wendet sich der Dichter jetzt umgekehrt zunächst wieder von der Vergangenheit und ihren Besorgnissen zur Gegenwart (1783) zurück: die Gegend ist eine andere geworden, als sie früher war; hatte ehedem hier der Landmann den Samen leichtem Sande vertrauen und dem frechen Wilde seinen Kohl bauen, der Knappe sein karges Brot in den Klüften suchen und der Köhler zittern müssen, wenn der Jäger fluchte, so kann sich der Dichter jetzt des ruhigen Glückes des Volkes freuen, das sich in stillem Fleiß durch die Webekunst reichlich des Lebens Nahrung und Notdurft verschafft, das durch Wiederaufnahme des Bergbaues neue und reichliche Erwerbsquellen findet und in der Verbesserung des Gerichtswesens und der Verwaltung dankbar die Vorbedingung von Recht und Wohlstand empfindet: alles Wandlungen, die dem Maßhalten und dem Pflichtgefühl des Herrn zu danken

*) Goethe zu Eckermann.

sind. Hieran reihen sich dann — als bedeutsamer Ausgangsakkord — die Geburtstagswünsche, welche die Strophen 19 und 20 in warmen und glückverheißenden Worten aussprechen: die Mahnung zur Enthaltsamkeit, zur Besonnenheit und zur Güte, denen auch fernerhin der Segen nicht fehlen kann.

Übersicht.

A. Eingangsakkord (Str. 1—2) und betrübender Blick in die Gegenwart (Str. 3).
B. Die Vision (Str. 4—17).
  Vorbereitung (Str. 4).
  Charakteristik der Sturm- und Drangperiode (Str. 5—16).
   I. Die Freunde (Str. 5—9).
    Überleitung: Frage und Gang (Str. 5).
    1. Der Schein (Str. 6—7).
     a. Im allgemeinen (Str. 6).
     b. Im besonderen (Str. 7).
    2. Die Wahrheit (Str. 8—9).
     a. Knebel (Str. 8).
     b. Seckendorf (Str. 9).
   II. Der Dichter und der Herzog (Str. 10—16).
    Überleitung: Gang und Frage (Str. 10).
    1. Der Dichter (Str. 11—13).
     a. Allgemeine Charakterzüge (Str. 11—12).
     b. Die Stellung in Weimar (Str. 12—13).
    2. Der Herzog (Str. 14—16).
     a. Allgemeine Charakterzüge (Str. 14).
     b. Der Gärungsprozeß (Str. 15—16).
  Das Verschwinden der Vision (Str. 17).
C. Erfreulicher Blick in die Gegenwart (Str. 18) und Ausgangsakkord: Glück- und Segenswünsche (Str. 19—20).*)

---

*) Vgl. folgende übersichtliche Anordnung:

AA. **Einleitung.**
Eingangsakkord (Str. 1—2).
— 2 Strophen —
und
betrübender Blick in die Gegenwart (Str. 3).
— 1 Strophe —

BB. **Ausführung.**
A_1. **Einleitung.**
Vorbereitung der Vision (Str. 4).
— 1 Strophe —

Schluß-Betrachtung.

Die meisten Gedichte Goethes sind „Bruchstücke einer großen Konfession". Der innere Klärungsprozeß des aus stürmischer Jugendgärung zum Manne Reifenden spiegelt sich wider in einer Reihe von Augenblicksbildern: „An das Schicksal" 1775, „Wanderers Nachtlied 1776, „Ein Gleiches" 1780. Den Höhepunkt erreicht diese Entwicklung in den beiden großen Konfessionsgedichten, unserm „Ilmenau" und der ein halbes Jahr später entstandenen „Zueignung". Kann man letzteres bezeichnen als ein Denkmal der Liebe — der Liebe zu Frau v. Stein errichtet, so ist ersteres nicht minder ein Denkmal der Freundschaft — der Freundschaft, die den Dichter verband mit seinem Fürsten, und die hier in einer schlichten Größe und Innigkeit, in einem männlichen Freimut zum Ausdruck kommt, die etwas Befreiendes und Erhebendes haben und, wenn uns auch kein weiteres Zeugnis erhalten wäre, allein hinreichen würden, das Wort, das Lessing einige Jahre zuvor geprägt: „Fürsten haben keinen Freund", durch eine jeden Widerspruch ausschließende Tatsache zu widerlegen.*)

Karl August und Goethe.

(Im Anschluß an das Gedicht „Ilmenau".)

A.

Das zum 26. Geburtstage Herzog Karl Augusts verfaßte Gedicht „Ilmenau", ein Gelegenheitsgedicht edelster Art, enthält eine treffliche

---

B_1. **Ausführung.**
Die Vision.
— 13 Strophen —
Erster Hauptteil.
Frage und Gang (Str. 5).
Die Freunde.
— 2×2 Strophen —
1. Der Schein (Str. 6—7). 2. Die Wahrheit (Str. 8—9).
Zweiter Hauptteil.
Gang und Frage (Str. 10).
Dichter und Herzog.
— 2×3 Strophen —
1. Der Dichter (Str. 11—12). 2. Der Herzog (Str. 14—16).
C_1. **Schluß.**
Verschwinden der Vision (Str. 17).
— 1 Strophe —
CC. **Schluß.**
Erfreulicher Blick in die Gegenwart (Str. 18).
— 1 Strophe —
und
Ausgangsakkord (Str. 19—20).
— 2 Strophen —

*) Vgl. Düntzer S. 20; Gude S. 190; Kiy I, S. 93; Litzmann S. 28.

Charakteristik des Herzogs und des Dichters sowie des gegenseitigen Verhältnisses beider.

B.

Charakteristik des Freundespaares.

I. Der Herzog (Str. 14—16; 18—20).
   1. In der Gärung.
      a. Edel angelegt.
      b. Maßlos ungestüm.
         „So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der leiseste Zug übertrieben!" (Goethe zu Eckermann nach dem Tode des Herzogs.)
   2. In der Zeit der Klärung.
      Die Verdienste um:
      a. Die Webekunst:
      b. Den Bergbau;
      c. Das Gerichtswesen und die Verwaltung.

II. Goethe (Str. 3; 11—13; 17—20).
   1. Der Dichter.
      Schilderung der dichterischen Tätigkeit von seiten ihrer praktischen, zum Teil beklagten Wirkung.
   2. Der Staatsmann.
   3. Der Freund des Herzogs.

C.

So gewährt uns das schöne Gedicht einen tiefen Einblick in das einzigartige Verhältnis zwischen Goethe und seinem fürstlichen Herrn und Freunde. Ehre dem Dichter, der in dieser Weise seinen Fürsten zu beglückwünschen wagte, und Ehre dem Fürsten, der bei reiferer Lebensführung sich so an seine ungestümen, drangvollen Jugendjahre erinnern und zur strengsten Erfüllung seiner Pflichten mahnen ließ!

[Vgl. Haehnel, S. 64.]

Der kunstvolle Bau und der dichterische Gehalt.

A.

Das Gedicht „Ilmenau" enthält einen Glückwunsch, den der Dichter am 3. September 1783 seinem damals 26 jährigen fürstlichen Freunde Karl August, Herzog zu Sachsen-Weimar, zum Geburtstage darbrachte. Niemand, am allerwenigsten der Herzog selbst, wird von dem großen Goethe, der damals auf eine mehr denn dreizehnjährige Dichterlaufbahn zurückdenken konnte, ein nichtssagendes Glückwunschschreiben in gewöhnlicher Art und Form erwartet haben, und so sind denn auch Inhalt und Ein-

kleidung dieses Geburtstagsgedichts echt künstlerisch angelegt und durchgeführt. Worin, so fragen wir, besteht der kunstvolle Bau und worin der bewundernswerte, echt dichterische Gehalt des ganzen Gedichts?

B.

Der kunstvolle Bau und der dichterische Gehalt des Gedichts.

I. Der kunstvolle Bau.

Zum Ausdruck der Skala der Empfindungen bei Gelegenheit des hohen Geburtstages schafft der Dichter eine feste Situation, auf deren Boden er sich mit seinen Herzensergüssen stellt; er gibt Raum und Zeit und sich selbst in einer bestimmten Handlung begriffen an und führt diese Handlung in einem der Sache angemessenen Bilde aus.

II. Der dichterische Gehalt.

1. Die Örtlichkeit: das anmutige Tal von Ilmenau.
2. Die Zeit: 1776.
3. Die in einem Bilde vorgeführte Handlung:
   a. Der Traum.
      α. Im allgemeinen: das Treiben der Jagdgesellschaft.
      β. Im besondern: der Dichter und der Herzog.
   b. Die Wirklichkeit.

III. Der Zweck der poetischen Mittel.

Tag und Nacht, Dämmerung und Traum sind als natürliche Vorgänge hier nur poetische Mittel zur Bindung und Ausmalung geistiger Wahrnehmungen, Gedanken und Abstraktionen, die sich in einer Person, der Goethes, vollziehen sollen.

C.

Bedeutung des Gedichts für den Herzog und für den Dichter.

Ausarbeitung des Vorstehenden.

A. Vgl. oben.

B. Goethe hatte bei Gelegenheit des hohen Geburtstages seinem Freunde und Gönner natürlich viel zu sagen: gemeinsame Erlebnisse schmerzlicher und freudiger Art aus einem fast siebenjährigen Beisammensein, allerlei Hoffnungen und Befürchtungen, die Beleuchtung seiner eignen Stellung als Freund des Fürsten und als Staatsdiener in einem nicht ganz unbedeutenden deutschen Lande, kurzum, der ganze Goethe mußte sich an einem solchen Tage aussprechen, der ganze Karl August mußte an einem solchen Tage gleichsam ausgesprochen werden. Eine solche Skala von Empfindungen wird natürlich in einem gewöhnlichen Glückwunschschreiben in eine Menge von Einzelheiten

zerflattern, und einem gewöhnlichen Gratulanten wird es auf ein paar unzusammenhängende Glückwunschphrasen, Erinnerungen und Ausblicke in die Zukunft mehr oder weniger nicht ankommen. Der Dichter aber hat sich eine feste Situation zu schaffen, auf deren Boden er sich mit seinen Herzensergüssen das ganze Gedicht hindurch zu stellen berechtigt ist; er gibt Raum und Zeit und sich selbst in einer bestimmten Handlung begriffen an und führt diese Handlung in einem der Sache angemessenen Bilde aus. Alles zusammen macht erst den Dichter.

So begrüßt denn der Dichter im Eingang seines Liedes das anmutige Tal und die immergrünen Tannenwälder von Ilmenau und die oft besuchten Höhen des von ihm geliebten Kickelhahns. Am Fuße des erhabenen Berges angelangt, nimmt er voller Entzücken das landschaftlich schöne Bild in sich auf und möchte, in poetischer Art die nicht wegzuleugnenden Schwächen, an denen auch dies Paradies noch krankt, hinter sich werfend, sich dem schönen Traum hingeben, daß hier bald aus allem ein neues Leben aufsteigen und sich alles verjüngen möchte zu einer schönen und lieblichen Vollendung.

Aber gerade diese Träumereien führen den Dichter anstatt in die Zukunft vielmehr in die Vergangenheit zurück, die ihm auf Schritt und Tritt in jenen ihm so bekannten und liebgewordenen Bergwäldern in der Erinnerung wieder aufsteigt. „Dies sind ja die melodisch rauschenden Tannen, dies der melodisch herniedereilende Wasserfall, dies sind ja die Wolken, die ins Tal drückenden Nebel, jene Nacht und jene Dämmerung, die mich an eine besonders erinnerungsreiche Szene aus der Zeit des Jahres 1776 mahnen," so spricht der Dichter für sich und ist schon ganz versunken in jene alten freud- und leidvollen Zeiten.

Welche Szene malt sich nun der Dichter vor seinen Augen und somit auch vor uns, den Lesern dieses Gedichts, aus?

„Tolle, tagelange Jagden hatten wir ausgestanden in verschlungenen Gründen, gleichwie der Fürst in Shakespeares Lustspiel ‚Wie es euch gefällt', dessen Handlung auch im geheimnisvollen Dunkel eines Bergwaldes, nämlich des Ardennerwaldes, vor sich geht; in jenen Gründen von Ilmenau also hatten wir uns Reisighütten gebaut, und die Hof- und Jagdgesellschaft trieb manchen tollen und derben Spaß". Besonders werden Knebels markige Gestalt und Seckendorfs feine Manieren mit köstlichem Humor gezeichnet, der eine ewig rauchend, der andre deklamierend. Aber das ist noch nicht die Hauptsache: der Dichter führt uns endlich auch vor das Reisigzelt des Herzogs, der, damals neunzehn Jahre alt, todmüde sich zum Schlummer ausgestreckt hatte, und vor dessen Zelt kein andrer als Goethe selbst nachdenklich und schweigend auf und ab ging. Seinem eignen Ich, einer Art von Doppelgänger also, stellt sich der Dichter späterer Jahre fragend gegenüber, und sein alter ego antwortet ihm in längerer Rede, die Befürch-

tungen und die Hoffnungen seiner Seele über des jungen Fürsten Befähigung und Entwicklung also veranschaulichend: „Du siehst hier", so läßt er sich selbst sprechen, „in dieser Hütte den Gegenstand meines Stolzes und meines Schmerzes schlafen. Ich selbst habe mit meinen Dichtungen das Beste angestrebt und doch damit manches Unheil angerichtet; ich habe mir ferner mit meinem ungezwungenen und natürlichen Auftreten in der höfischen Gesellschaft manches Höflings Feindschaft zugezogen. Ich werde nun wohl auch noch verantwortlich gemacht für des Fürsten tolle und ausgelassene Jugend. Ich fühle die Verantwortung, welche die Freundschaft mit dem erlauchten Herrn mir mit Recht auferlegt; aber ich spare weder Worte noch Winke, um den fürstlichen Jüngling seines alten Heldenstammes würdig zu erziehen und ihn allmählich der seiner fürstlichen Würde geziemenden Ruhe und Gemessenheit entgegenzuführen. Ich denke hier wie von der Zukunft der Raupe und der Puppe: es wird sich hier alles natürlich machen, alles seinen natürlichen Gang nehmen, und aus dem ungebundenen, burschikosen Jüngling wird einst noch der beste Mann und der ernsteste Fürst."

Hier — so denkt sich der Dichter — erwacht er aus den Träumereien, in die ihn die Erinnerung an die zuletzt entschwundenen Jahre wider seinen Willen versetzt hat. Der böse Traum ist verflogen; die Muse hat die Schatten und Wolken dieses schweren Traumes von seiner Stirn genommen. Die tolle Zeit des Sturmes und Dranges ist längst von beiden, dem Dichter wie dem Fürsten, überwunden; sie sind heute und längst schon andre Menschen geworden; sie haben Mühe, sich selbst wiederzuerkennen: so fern liegt jene Vergangenheit ihrer brausenden Jugend, so gewaltig ist der Abstand ihres innern Menschen von ehedem und des von heute. Das Bild nun, das die Wirklichkeit beut, ist helles Licht und eitel Freude. Ein gereifter, gesetzter Mann ist der Fürst in diesem Zeitraum geworden, und Goethe darf mit Stolz auf einen schnellen Erfolg seines Erziehungsverfahrens zurücksehen, das er auch für sich in Anspruch nehmen darf. Überall hat der herrliche Fürst zu beglücken gesucht; sein ruhiges und strebsames Völkchen dankt ihm und seiner friedlichen Regierung tausendfachen Segen in Ackerbau, Gewerbefleiß, Bergbau und Rechtspflege. Möchte des Fürsten Zukunft, so ruft der Dichter beglückwünschend aus, noch lange von weiser Mäßigung, von staatsmännischer Klugheit und von echt fürstlicher Freigebigkeit ein rühmliches Zeugnis ablegen! „Streue so mit vollen Händen deine Saat aus, hoher Fürst! Dann laß ruhn das Land! Die Ernte wird erscheinen und dich beglücken und die Deinen!"

Tag und Nacht, Dämmerung und Traum sind als natürliche Vorgänge hier nur poetische Mittel zur Bindung und zur Ausmalung geistiger

Wahrnehmungen, Gedanken und Abstraktionen, die sich in einer Person, in der des Dichters, vollziehen sollen. Um den Fürsten zu erziehen, hatte sich der Dichter erst selbst erziehen und sich aus der Rohheit, Bärenhaftigkeit und Ungeschlachtheit der Sturm- und Drangperiode und der Shakespeare-Übertrumpfung hinausretten müssen in Poesie und Sitte zu der Ruhe und Reife des Mannes, der echte Menschlichkeit zunächst in den Idealen des klassischen Idealismus und einer gereinigten Lebensphilosophie wiederfinden sollte, den Wert des Lebens in angestrengter schöpferischer Berufsarbeit als Staatsdiener und als Dichter bereits gefunden hatte.

C. Mit diesem Gedicht setzte Goethe seinem fürstlichen Freunde, einem der deutschesten und volksfreundlichsten unter den deutschen Fürsten, diesem Fürsten aus dem Reckenstamme des ernestinischen Hauses, dem Enkel des großen Bernhard von Weimar, dem Großvater der Kaiserin Augusta, ein würdiges und verdientes Denkmal der Unsterblichkeit. — Gleich rühmlich aber ist das Zeugnis, das diese wohlgelungene Gratulation der Geradheit, dem Freimut, der Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit des Dichters gegenüber seinem Freunde ausstellt.
[Lorenz, S. 12.]

Auf Goethes Spuren in Ilmenau.

A.

Zum vollen Verständnis eines Künstlers — des bildenden wie des dichtenden — gehört auch die Kenntnis der Umgebung und der Eindrücke, in denen und unter denen er ward und wuchs. Besonders eng mit der ihn umgebenden Natur war Goethe, der für sie inniges Empfinden besaß, verwachsen. Aber wenn aus seinen Dichtungen diese enge Beziehung zur Natur auch immer wieder hervorklingt, so ist er dennoch kein Naturschilderer im eigentlichen Sinne, der die Natur in ihren feinsten Linien mit Worten genau nachzeichnete; er begnügt sich vielmehr, durch die Erinnerung an Einzelzüge, an Natureindrücke mit kurzen, treffenden Worten Empfindungen auszulösen, die Vorstellungskraft durch Suggestion von Ideenassoziationen anzuregen.

B.

Der Einfluß Ilmenaus und seiner Umgebung auf Goethes Naturanschauung.

I. Ilmenau.

1. Geschichtliche Daten des Aufenthaltes Goethes.
   Besonders die Jahre 1776, 1779, 1783 und 1784.
2. Die Erinnerungen an Goethe.
   Der Marktplatz („Wilhelm Meisters Lehrjahre"); die Lindenstraße mit dem Gasthof zum Löwen (das Goethezimmer); die Poststraße mit dem Sächsischen Hof (Corona Schröter).

II. Die Umgebung.

1. Stützerbach — die Stätte genialischer Tollheiten.
   Dichtung: „Einschränkung“ (3. Aug. 1776).
2. Der große Gabelbach.
   Vgl. „Zueignung“, Str. 1.
3. Der Kickelhahn.
   Dichtungen (1783): „Über allen Wipfeln“ usw. (2. Sept.); „Im Felde schleich' ich still und wild“ usw.; „Rastlose Liebe“; „Ilmenau“.
4. Der große Hermannstein.
   Dichtungen (1776): „Erwählter Fels“: „Inschrift, dem Felsen vertraut“.
5. Der Schwalbenstein.
   Dichtungen: „Iphigenie“, Vierter Akt (19. März 1779); vgl. „Amor als Landschaftsmaler“ (1788).
6. Die Bornwiese.
   Dichtung: vgl. „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ IV, 4.

C.

Wen der Weg einmal nach Ilmenau führt, der wird dann gleichfalls nachdenklich auf Goethes Spuren wandeln und dabei des einen inne werden, das uns gerade Goethe immer wieder so eindringlich verstehen lehrt:

„Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art:
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.“

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Gedankengang des Gedichts.
2. Erklärung des Gedichts.
3. Gedanken- und Stimmungsgehalt.
4. Bau und Anlage des Gedichts.
5. Zu welcher Dichtungsart gehört Goethes „Ilmenau“?
6. Das Gedicht „Ilmenau“ — ein Denkmal der Freundschaft.
7. Goethes Verhältnis zu Karl August. Nach dem Gedicht.
8. Fürst und Dichter. Nach dem Gedicht.
9. Welches Licht wirft das Gedicht auf den Charakter Goethes und auf die Stellung zu seinem Herzog?

10. Herzog Karl August. Eine Charakteristik nach dem Gedicht.
11. Goethe in Ilmenau. Frei nach dem Gedicht.
12. Wie spricht sich Goethe in dem Gedicht über seine frühere Lebenslage aus?
13. Vergangenheit und Gegenwart in dem Gedicht.
14. Was läßt sich aus dem Gedicht über das Verhältnis zu Goethes Sturm- und Drangperiode entnehmen?
15. Welche Beziehungen auf Goethes Leben enthält das Gedicht?
16. „Ilmenau", ein Bekenntnis Goethes über die ersten Jahre seines Weimarer Lebens.
17. Das Gedicht als Geschichtsquelle und als Kunstwerk.
18. Entspricht die Zeichnung Knebels und Seckendorfs der Wirklichkeit? (*Fielitz, S. 1 ff.)
19. Welche Lebensansichten äußert Goethe in dem Gedicht?
20. Das Gedicht verglichen mit Schillers „Ideal und Leben". (*Gaßner in ZfdU. VIII, 235.)
21. Horaz, Epist. I, 7 und Goethes „Ilmenau".
22. Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt."
23. „. . . . Wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren."

XVI. Zueignung.

(8. August 1784.)

Die Entstehung des Gedichtes.

Gedichtet am 8. August 1784 zu Dingelstedt (auf dem Wege von Weimar nach Braunschweig) gelegentlich der mit dem Maler Kraus nach dem Harz gemachten Reise, war die „Zueignung" ursprünglich „zum Eingange" eines großen Epos „Die Geheimnisse" bestimmt, in welchem das wahre Christentum als Religion der Liebe gefeiert werden sollte. In die Form einer mystischen Legende von den mittelalterlichen Rosenkreuzern gekleidet, sollten „Die Geheimnisse" den Hörer im Geist durch alle Länder und Zeiten führen, um ihm die Merkmale der höchsten Blüte und Frucht jeder besondern Religion sowie die Verwandtschaft aller idealen Gottesvorstellungen vorzuführen. In seiner ursprünglichen Fassung war diese Dichtung für „Freunde" im intimen Sinne, neben Herder und dessen Gattin vorzüglich für Frau v. Stein, bestimmt. Da aber von dem Epos,

an dem der Dichter 1784/85 arbeitete, nur ein — noch erhaltenes — Bruchstück zustande kam, wurde die „Zueignung" später unter tunlichster Beseitigung der persönlich intimen Züge von Goethe als poetische Einleitung an die Spitze seiner sämtlichen Dichtungen gestellt.

Die Bedeutung des Gedichtes in Goethes Werdegange.

Verfaßt zwei Jahre vor seiner italienischen Reise, als er mit der Fortbildung seiner Entwürfe zu den Dramen „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" beschäftigt war und nach vielen Erfahrungen einer innerlichen, dichterischen wie sittlichen Läuterung der Höhe dichterischer Vollendung entgegenstieg, ist die „Zueignung" ebensowohl eine poetische Generalbeichte aus einem wichtigen Wendepunkte seines dichterischen Entwicklungsganges, als sie sich auch gleichzeitig als ein großes Bekenntnis aus der Zeit des Höhepunktes seiner Leidenschaft zu Frau v. Stein darstellt. Die bisherige klärende und beruhigende Beichtigerin ist ihm eine Gottheit geworden, die seine ganze Existenz durchsüßt und emporhebt, die alles Gute, Große und Schöne, was in ihm ist, erschließt oder reicher und fruchtbarer quellen macht. Die Geliebte wird ihm die Personifikation des Höchsten in der natürlichen und geistigen Welt. Geliebte, Muse, Sonne, Reinheit, Wahrheit, Schönheit, Poesie fließen ihm in eins zusammen, und er kann in jener Dichtung, indem er jene hehren Begriffe und Dinge feiert, zugleich der Geliebten huldigen, „von seiner Liebe zu ihr in tausend Formen sprechen, ohne daß es jemand versteht, als allein die geliebte Freundin".*) Mit Glorie umstrahlt, leuchtet unserm Auge das Bild der Frau von Stein entgegen: die Madonna, die einst zum Himmel emporgefahren ohne Erbarmen mit dem Zurückbleibenden, der die Hände nach ihr ausstreckt, hat sich ihm gnadenvoll in ihrem Glanze wieder zugewandt und verleiht ihm Frieden, Klarheit und der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

*) Sein Versprechen, gelegentlich der Harzreise von Braunschweig aus, wo das Französische Hofsprache war, in dieser Sprache an Frau v. Stein zu schreiben, löste er am 24. August 1784 mit einem Briefe ein, der mit den Worten schloß: „Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poème que je chéris tant, parce que j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes, sans que personne l'entende que toi seule.

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt mir offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nur erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen,
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Zweifelsohne ist mit jenem „poème que je chéris tant" die „Zueignung" gemeint, wenn auch jene Verse sich in diesem Gedichte nicht vorfinden. (Litzmann.)

Gliederung.

Die erste Strophe gibt unter Vorführung der typischen Elemente einer Exposition — Zeit, Landschaft und Träger der Handlung — den Mittel- und Ausgangspunkt des darzustellenden poetischen Gedankens an: die Landschaftsstimmung strömt ein Gefühl tiefen Behagens über die Seele aus, und aus dem innigsten Einklang dieser Landschaftsstimmung und der durch sie erzeugten Seelenstimmung quillt ein innerliches Sich-einsfühlen mit der Natur hervor: das Ganze ein episch-lyrischer Eingangsakkord, ein Stimmung erweckender Ouvertürensatz von wunderbarer Prägnanz.

An diese Erregung der Erwartung und weihevollen Stimmung reiht sich sodann das Erlebnis, das der Dichter in der Ausführung schildert, in zwei augenfällig voneinander geschiedenen und doch, wie wir nachher sehen werden, in wunderbarer Korresponsion zueinander stehenden Teilen an.

Der erste Hauptteil (Str. 2—4) gibt ein äußeres Erlebnis in Form einer rein epischen Naturschilderung: den Kampf des heraufziehenden Tages mit den aus dem Tale bald aufsteigenden, bald leise sinkenden und sich hinabschwingenden Nebelstreifen. Die Wolken schließen an dem duftigen Sommermorgen den Dichter in einsame Dämmerung ein, so daß er außer ihnen und sich selbst nichts mehr zu erblicken vermag, — erste Stufe der äußern Handlung. Da bemerkt er im Nebel einen klaren Glanz, als breche die Sonne durch; die dichten Massen beginnen sich zu teilen: ein wunderbarer Glanz kommt auf ihn zu, der ihn so blendet, daß er die Augen niederschlagen muß, — zweite Stufe. Er blickt auf und sieht von den Wolken eine göttlich schöne Frauengestalt auf sich zugetragen, die ihre Blicke auf ihn richtet und vor ihm schweben bleibt: die Wirklichkeit geht ungeschieden über in die Allegorie, — dritte Stufe.

Diese Lichterscheinung trägt ganz von selbst die Züge Charlottens, der geliebten Freundin, die in der Weimarer Zeit vor der italienischen Reise die schöpferische Flamme des Dichters mit unendlicher Liebe, Treue und Größe genährt und wachgehalten, deren Persönlichkeit allen Werken von bleibender Bedeutung, die in dieser Zeit keimten und reiften, den Stempel aufgedrückt hat. Dem Dichter erscheint die Persönlichkeit der Freundin als der Inbegriff der Poesie selber, als Verkörperung seines ganzen künstlerischen Strebens; die Lichterscheinung ist keine hohle Abstraktion, keine blasse Allegorie ohne körperliche Rundung und ohne Seele, sondern indem der Dichter sie ansieht, indem sie zum Dichter spricht, spricht aus ihrem Munde die Wahrheit, die Liebe, die Poesie; in ihrer lebendigen Person fließen alle diese allegorischen Vorstellungen und Bilder zusammen.

Dem äußeren Erlebnisse des ersten Hauptteils folgt jetzt im zweiten ein seelisches, der äußern Handlung eine innere. Was er erlebt, ist

eine Läuterung, die ihn zur Höhe dichterischer Vollendung emporsteigen läßt: die am Schluß des ersten Teiles erschienene Göttin vollzieht an dem nach Wahrheit, d. h. höchster, von allen Unvollkommenheiten, Irrungen und Hemmnissen befreiter Kunstentfaltung Ringenden die dichterische Weihe, gibt dem großen Dichtergenius die Überzeugung und das hehre Glück, durch geniales Schaffen die Zufriedenheit mit sich selbst finden und genießen zu dürfen.

In einem Rückblick auf seine poetische Vergangenheit (Str. 5—7) erkennt er zwar den Segen an, den er vom Dichten empfand, die Befreiung von leidenschaftlichen Stimmungen durch deren dichterische Objektivierung, die Erhebung über den Drang des Lebens, die Liebe und Anerkennung der Mitwelt (Str. 5—6), kann sich aber auch den Wirrnissen und Irrungen nicht verschließen, in denen er bislang gewandelt — gleich den nach Wahrheit der Poesie in der Irre suchenden Genossen seiner Sturm- und Drangzeit, so sehr er auch in Wahrheit ihnen schon voraufeilen mochte, dadurch aber auch sich von ihnen trennte und einsam mit sich selbst das Glück genießen mußte, das ihm die höhere Erkenntnis des wahren Wesens der Poesie schon damals gewährte (Str. 7). Dieser Erkenntnis schließt sich ein Bekenntnis an: was früher ihm selbst und schon seinen Zeitgenossen als Höhe des Dichterruhms erschienen war, was sich ihn schon damals als „Übermenschen" vorkommen ließ, muß dem gereiften Dichter jetzt als unvollkommen gelten (Str. 8), und diese Erfahrung muß ihn zugleich belehren, wie nur unausgesetztes Ringen und nie rastendes Streben nach Vervollkommnung zur dichterischen Vollendung in ihrer ganzen priesterlichen Hoheit führen (Str. 9). Für diese Mahnung aber hat er jetzt um so mehr Verständnis, als er sich auch des vollen Wertes der ihm vom Genius verliehenen Gaben und der mit diesen ihm gewordenen Aufgabe bewußt ist, für andre dieses edle Gut nutzbar zu machen, den schöpferischen Drang und das Schaffungsvermögen nicht nur zur Gestaltung der Dichtung zu benutzen, sondern durch sie auch schöpferisch neue Bahnen zu eröffnen und den Brüdern zu zeigen. (Str. 10).

Nach solcher Erkenntnis und solchem Bekenntnis, welch letzteres zugleich die Gewißheit der Läuterung und Genesung von den Nebeln früherer Irrungen und Schmerzen in sich trägt, ist er nunmehr würdig und geschickt, die Dichterweihe im Sinne einer Weihe zum höchsten Schaffen zu empfangen (Str. 11—13): der zu besonnener Klarheit durchgedrungene und von reinen Idealen erfüllte Mann (Str. 11) erhält den Schleier der Dichtung, gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit (Str. 12); in diesem Zauberschleier der Poesie, die ein ahnungsvolles, das Gemüt wie lieblicher Morgenduft umwebendes Gefühl mit klarer Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit verschmilzt, hat er denn auch zugleich das Mittel, sich über alle Bedrängnis des Lebens erhaben zu fühlen (Str. 13). —

In drei Stufen vollzieht sich also die in Form einer Allegorie gehaltene

seelische Handlung: Erkenntnis, Bekenntnis, das zugleich Läuterung und Genesung zur Folge hat, und dichterischer Weihe — entsprechend den drei Stufen des äußern Erlebnisses, deren besondere, tiefere, symbolische Bedeutung den Eingang bildete zur Durchführung dieser bestimmten künstlerischen Idee: der Dichter fühlt sich zunächst von den wallenden Nebeln eingeschlossen; in solchen Augenblicken aber ist die von der Außenwelt abgeschnittene, auf sich selbst zurückgedrängte Psyche am geschäftigsten; sie kann sich ungestört in sich selbst beschäftigen, ihr Fühlen, Denken und Wollen prüfen. So ist symbolisch hier schon angedeutet, was der entsprechende Teil der seelischen Handlung vorführt: die Selbsterkenntnis. Der Nebel beginnt sich zu teilen, sinkt hier in die Tiefe hinab, erhebt sich dort zu waldigen Bergeshöhen; ein wunderbarer Glanz umgibt den Dichter — die symbolische Verkörperung des Glanzes, der aus dem Innern der Seele des Dichters sein Licht empfängt, das Licht der Klärung, Läuterung und Genesung. Da wagt der Dichter, dem innern Triebe des Herzens folgend, die Augen wieder aufzuschlagen; ein Glanz, der seine Augen blendet, in dem alles flammt und glüht und leuchtet, umgibt ihn, und auf der flammenden Glut wird das „göttliche Weib" einhergetragen; die Natur als symbolische Verkörperung der im Innern des Dichters lebenden Gefühle wird abgelöst durch das Übernatürliche; aus dem Symbolischen wächst das Allegorische heraus, die allegorische Verkörperung jener höhern Welt, aus der das Genie als Gnadengabe das Schauen der Ideale und das schöpferische Drängen, ihnen Gestalt zu geben, kurz, die Dichterweihe im Sinne einer Weihe zum höchsten Schaffen empfängt.

Den Schluß des Gedichts — Str. 14 — bildet eine Einladung an die Freunde — vor allem neben Herder wieder Frau v. Stein —, sich der Früchte der von der Göttin verliehenen gereiften Dichtungsgabe zu erfreuen, durch sie sich im Lebenskampf zu erquicken, den Genuß des Glückes zu verschönern, die Lebensgüter zu erhöhen: dann werden auch die Nachkommen sich der im Liede verewigten Freundschaft noch erfreuen können. Gerade auf Charlotte bezogen, geben die Schlußverse, die, an die Allgemeinheit der Freunde oder gar Gleichgesinnten gerichtet, wie eine Übertreibung erscheinen, einen besondern, tiefen, zarten und schönen Sinn, entsprechend der innern Geschichte der ganzen Dichtung.

Übersicht.

A. Vorbereitung der beiden Handlungen: der Morgenspaziergang. Zugleich Angabe von Zeit, Ort und Träger der Handlung (Str. 1).

B. Die beiden Erlebnisse des Dichters (Str. 2—13).

I. Das äußere Erlebnis (Str. 2—4 = 3 × 1 Strophe).
Zugleich symbolische Andeutung des nachfolgenden innern

Erlebnisses; am Schlusse aus der Symbolik in die für den zweiten Teil gebotene Allegorie übergehend.

1. Der Nebel (Str. 2).
   Die von der Außenwelt abgeschlossene Psyche wird nachher zur **Erkenntnis** geführt.
2. Die Klarheit (Str. 3).
   Der aus **dem** **Innern** der Seele des Dichters sein Licht empfangende Glanz führt nachher zur Klärung, Läuterung und Genesung.
3. Die Vision (Str. 4).
   Der Dichter sieht jene höhere Welt verkörpert, aus der er nachher als Gnadengabe das Schauen der Ideale und das schöpferische Drängen, ihnen Gestalt zu geben, empfängt.

II. **Das innere Erlebnis** (Str. 5—13 = 3×3 Strophen).

1. Die Erkenntnis (die Vergangenheit) (Str. 5—7).
   a. Der dichterische Schaffensdrang der Jugend (Str. 5).
   b. Dessen Segen (Str. 6).
   c. Dessen Enttäuschung (Str. 7).
2. Die Klärung (die Gegenwart) (Str. 8—10).
   a. Das Bekenntnis der Selbstüberhebung (Str. 8).
   b. Die Läuterung: Abklärung des früheren prometheischen Bewußtseins (Str. 9).
   c. Die Genesung durch den Gnadenblick der Muse: der Dichter wird von festestem Selbstvertrauen erfüllt, sein Geist zu neuer Freude erhoben (Str. 10).
3. Die Dichterweihe (die Zukunft) (Str. 11—13).
   a. Das Schauen des Ideals — Vorbereitung der Dichterweihe — (Str. 11).
   b. Das Vollgefühl der errungenen künstlerischen Reife und Ruhe — Vollzug der Dichterweihe — (Str. 13).
   c. Die befreiende, kummerlösende Wirkung echter Poesie — — die Wirkung der Dichterweihe — (Str. 12).

C. Ausblick in die Zukunft (Str. 14).
Der Nachruhm eines großen Dichtergenius.

Zum Vergleich.

Mit dem erfundenen allegorischen Inhalt des ganzen Gedichts ist zu vergleichen das kleine, auf schmerzlicher Lebenserfahrung beruhende Gedicht:

Den 6. Juni 1816.
„Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.“ — Werke, Bd. I, S. 539. —

An diesem Tage hatte Goethe seine Frau Christiane geb. Vulpius verloren. Mit dem düstern Wolkenhimmel, den die Sonne nicht zu durchbrechen vermag, vergleicht er hier die ihn bedrängende, schmerzliche Stimmung, die ihn nicht zu künstlerischer Gestaltung seiner Gefühle kommen läßt. Diesmal ist der Nebel zu keinem trostbringenden, faltenreichen Schleier geformt; der Dichter hat nur Tränen, keine „Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen". (Vgl. Tasso V, 5.)*)

Zur weiteren Erklärung des Gedichts.

Welch herrliches Morgen- und Landschaftsbild entrollen die drei ersten Strophen! Da taucht vor dem Dichter aus dem Nebel, von Wolken getragen, ein lichtes Frauenbild auf: die Göttin der Wahrheit.

Doch was ist Wahrheit? Ist es die wissenschaftliche Erkenntnis, die ins Wesen der Dinge dringt? Ist es die sittliche, ist es die künstlerische Wahrheit? Wie die Muse als Einzelwesen so oft bei den Dichtern sämtliche Schwestern in sich faßt, alle verschiedenen Künste und Kunstarten umspannt, so haben wir auch die Göttin der Wahrheit als Gesamtbegriff zu denken, die Wahrheit im Gegensatze zu dem Irrtum, der einen theoretischen Wahn oder die Verblendung der Leidenschaft oder die falsche Auffassung der Kunst zur Quelle haben kann. Wonach der geistig gerichtete Mensch auf den verschiedenen Gebieten wie nach einem Ideale strebt, das kann das eine Wort „Wahrheit" kennzeichnen. Auch Goethes Herz klammerte sich in heißem Ringen seit den Knabentagen an sie an, an die Wahrheit, an die Idee seiner allseitig harmonischen Entwicklung, oder wie immer wir das, was in der Tiefe der Seele lebt, umschreiben wollen; und sie war es, die ihn zur Erkenntnis manches Irrwahns, mancher betörenden und verwirrenden Leidenschaft führte und in der Form der Dichtung ihm schon frühe Balsam in die Wunde goß, Schmerz und Lust in Poesie löste. Doch der Sonne gleich, ist die volle Wahrheit, mit ungeblendetem Auge, nicht zu schauen; ihr voller Besitz ist dem Menschen nicht vergönnt, sein Streben bleibt ein Irren.

Auch der Dichter bekennt hier der Göttin, im Sturm und Drang heißer Jugend geirrt zu haben; ja, er verstrickt sich, angesichts der hehren Erscheinung, wieder in Irrtum, denn er klagt, nun, da er ihrem Lichte folge, sei er vereinsamt, seien die einst so zahlreichen Genossen des Irrweges von ihm gewichen, er sei allein, dem Selbstgenuß und ihr, der Göttin, huldigend, die der Menge stets ein Rätsel bleiben müsse, da es auch der Dichter ihr nicht enthüllen könne. Doch der Göttin, die ihren Namen nicht

---

*) Vgl. AdL. VI, 2, S. 345; Bielschowsky, I S. 307; J. A. Hartung, S. 126; Kern, S. 96; LL. 57, 1898, S. 46; Litzmann, S. 18; Matthias, S. 105; Tschache, Th., S. 32.

mit Unrecht trägt, bleibt keine Falte im Herzen ihres Schützlings verborgen, und wieder erkennt sie auch an ihm, wie nur verhüllt, nur im Dämmerschein, ihr Licht dem Sterblichen erträglich ist. So warnt sie vor Selbstüberhebung, vor Übermenschentum und mahnt: „Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!"

Diese Worte bilden den Kernpunkt des Gedichts. Die Pflicht des Mannes ist zu wirken, zu schaffen für andre, auf die Erkenntnis seiner selbst, seiner Kräfte und Fähigkeiten sein Leben und Tun zu gründen, mit seinem Pfunde zu wuchern, ein Ganzes zu werden, als Talent, als Charakter. Aber wie leicht gelangt der geistige Mensch, noch dazu der Phantasiemensch, der Dichter in Zwiespalt mit der Welt, mit der rauhen Wirklichkeit! Überdies scheint die Pflege des Talents ihn in die Stille, in die Einsamkeit, die Wiege tiefster Empfindungen und tiefster Gedanken, zu weisen, anderseits die Entfaltung des Charakters in den „Strom der Welt"; ja, es bleiben wahr die Worte: „Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen" . . . „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehret jeden, was er sei."

Freund und Feind bieten dem strebenden Menschen den — freilich verschieden gefärbten — Spiegel, in dem er sich schauen kann, und vor allem der schaffende darf sich nicht vom Lobe blenden, aber sich auch nicht vom Tadel verbittern lassen, so daß er in Unfrieden mit der Welt gerät, daß er sie in Empfindlichkeit und Selbstüberschätzung meidet und verachtet und haßt, im Wahn, nur Unrecht zu leiden, so daß er jeden Nadelstich des Neides, der Eifersucht, des Unverstandes, der Verkennung als schwere Wunde aufnimmt und sich selbst schon Ruhmeskränze windet, die doch nur dem Genie, und zumeist auch erst von der Nachwelt, geflochten werden. Gerade der reiche Geist soll früh Demut lernen, soll sich die Frage vorhalten: „Wieviel bist du von andern unterschieden?" Und er soll seine Gaben als Gotteskeime in sich pflegen, auf daß sie aufgehen und Saat bringen für viele.

Wer kannte solche Stunden des Irrens, der Selbstüberhebung, der Absonderung, der Verzagtheit und Verzweiflung an sich selbst und an der Welt besser als Goethe? Wie klein war der Kreis, der ihn verstand, wie sehr fühlte er sich oft allein, wie oft fühlte er die Welt als feindlich, sich als Übermenschen; wie rang er mit sich und mit dem Widerstreit zwischen Pflicht und Wunsch, zwischen dem äußern und dem innern Beruf! Und vor allem damals, als er das Gedicht schrieb, wenige Jahre vor der Flucht nach Italien, war er so gar beklommen; er hatte „so offene Augen", einen „so frohen Willen", fühlte „das edle Gut in seiner Brust und wollte auch das Pfund nicht vergraben!" Doch alle die zerstreuenden Geschäfte und Pflichten hemmten ihn; was die Muße zu schaffen ihm ermöglichte, waren zumeist Bruchstücke!

Da durchschnitten oft Zweifelfragen seine Seele, wozu er denn bestimmt sei; und da war es die Göttin Wahrheit, die ihn klar schauen ließ, die ihm mit Huld und Liebe nahte und jenes köstliche Gut reichte, „der Dichtung Schleier, aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit.“ Und dieser ist von magischer Kraft wie jener, den die Leukothea dem Odysseus reichte; er hat die Wundergabe, alle Unruhe, alle Schwüle des Herzens, wie der Abendwind mit seiner linden Kühle, zu bannen, das Rauhe, Herbe zu glätten, Vergessen aller Not, Linderung alles Leides zu schaffen, alles Trübe aufzuhellen.

Und was ist der „Morgenduft“, was die „Sonnenklarheit“? Es ist die verklärende Macht der Phantasie, die das Sinnliche durchgeistigt, das Geistige in harmonische Form ausprägt, und der scharfe, klare Blick des echten Dichters, der den Dingen auf den Grund sieht, es ist die Vermählung des Wirklichen mit dem tiefen Gefühl, der durchsichtigen Anschaulichkeit mit der gefühlvollen Empfindung. Denn was anders ist Poesie als der wahre Lebensgehalt, erhoben in den reinen Äther des tiefen Gefühls, der siegenden, alles Niedrige überwindenden Idee, als die einheitliche Verbindung von Ausdruck und Gehalt?

Und des Vermögens, solche Poesie, eine so echte, stählende, erhebende und erwärmende Poesie zu bieten, ist sich Goethe bewußt; sie zu genießen, lädt er die Freunde ein an den Pforten seiner Werke, in der „Zueignung“; dazu lädt er auch uns noch heute.

[Biese, I, S. 148.]

Inhalt, Form und Zweck des Gedichts.

A.

Kurzer Umriß des Inhalts.

B.

Inhalt, Form und Zweck des Gedichts.

I. Die inhaltliche Gliederung.
   1. Die drei Hauptteile der Dichtung.
   2. Die Einzelteile.
      a. Die Einleitung.
      b. Die Ausführung.
      c. Der Schluß.

II. Die Form.
   1. Die Göttererscheinungen.
      a. Homer als Vorbild.
      b. Goethe als Nachahmer.
   2. Der Zauberschleier.
      a. Homer als Vorbild.
      b. Goethe als Nachahmer

3. Der künstlerische Gehalt der Weiheszene.
   a. Die Enthüllung der Gedanken in Form eines dramatisch bewegten Dialogs.
   b. Die Einheit und Sinnfälligkeit der Handlung.

III. Der Zweck.
   1. Negativ.
      a. Keine Selbstverherrlichung.
      b. Kein ausschließliches Preislied auf die Dichtkunst überhaupt.
   2. Positiv.
      a. Die ungezwungene Aussprache der innern Erfahrungen.
      b. Die sich aus den Erfahrungen ergebende Verpflichtung.

C.

Diesen Beruf hat der Dichter in der Folgezeit erfüllt.

Ausarbeitung des Vorstehenden.

Von der genossenen Nachtruhe an Leib und Seele erquickt und sich der stärksten Eindrücke fähig fühlend, wandelt der Dichter zur Höhe des Gebirges hinan. Brausende Nebel umhüllen ihn auf der Höhe; die Klarheit, die ihn allmählich und doch schnell genug umfängt, zeigt ihm die leibhaftige Gestalt eines schleierumflossenen göttlichen Weibes. Die strenge Richterin weist ihm aus seiner Vergangenheit die Fehler des Dichters und Menschen; die milde und freundlich lächelnde Göttin vertraut seinem edeln Streben und spricht ihm endlich als dem auserkorenen Liebling der Himmlischen den duftigen Schleier der Dichtkunst zu eigen. Die Gestalt bekennt sich als Göttin der Wahrheit und belehrt den Dichter über den Segen des ihm gewordenen Gnadengeschenkes. — Der hohen Gabe froh, fordert der Dichter Freunde und Gleichgesinnte auf, das ihm anvertraute Pfand in Kunst und Leben mit ihm zu erproben und so noch späten Enkeln zur Freude ein unvergängliches Zeugnis ihrer reinen Freundesliebe zu hinterlassen.

Dies der kurz umrissene Inhalt einer meisterhaften Dichtung, die trotz Wundernebel und allegorischer Personenvorführung gerade dadurch an durchsichtiger Klarheit von Strophe zu Strophe gewinnt und dem Leser einen Genuß verschafft, der sich fortwährend nur steigert, eines hohen Liedes auf die Dichtkunst, das vielleicht nur darum weniger befriedigt, weil es, ganz im Geiste Goethescher Mäßigung, nicht alles sagen will und dem Leser oft nur Anregungen zu unendlichen Gedankenreihen über Lebens- und Kunstwert bietet.

Drei Fragen werden wir aufwerfen und zu beantworten suchen müssen; die erste: Welches ist der Gedankenaufbau und die Gliederung des Ge-

dichts? sodann die zweite: Wie kam der Dichter zu dieser poetischen Szenerie mit Nebelapparat und Personifikation? und endlich die dritte: Welchen Zweck verband Goethe mit dieser Dichtung? Inhalt, Form und Zweck des Gedichts sind also die drei hier genauer zu untersuchenden Seiten des Ganzen, denen wir nähertreten wollen.

Suchen wir zunächst die erste Frage zu beantworten!

Die Dichtung gliedert sich in drei Teile. Der erste enthält als Einleitung in Strophe 1 die Voraussetzung der Handlung, der zweite in Strophe 2—13 als Ausführung ein zweifaches Erlebnis des Dichters, ein äußeres und ein inneres, jenes die Strophen 2—4, dieses die Strophen 5—13 umfassend; der dritte Teil als Schluß des Ganzen tritt plötzlich aus dem Tone der Erzählung heraus und enthält in der 14. (letzten) Strophe eine Einladung des Dichters an seine Freunde.

Die Einleitung schildert den Aufstieg, den der Dichter am Morgen in voller Frische des Leibes und der Seele unternimmt; als Exposition des Ganzen enthält sie die Angabe der Zeit und der Örtlichkeit, d. h. der Stimmungswelt, die den Träger der nachfolgenden Handlung umfängt.

Die Ausführung führt zunächst (Str. 2—4) ein äußeres Erlebnis vor, den Kampf des heraufziehenden Tages mit den auf und ab wogenden Nebelstreifen und die Erscheinung eines göttlichen Weibes. Hieran reiht sich in 3×3 Strophen (5—13) — der erste Hauptteil vollzieht sich in 3×1 Strophe — die Schilderung eines innern Erlebnisses, des Zwiegesprächs zwischen dem Dichter und der Lichterscheinung, in das ersterer sein dichterisches und menschliches Fühlen und Streben kleidet. In einem Rückblick auf die poetische Vergangenheit erkennt er ebensowohl den Segen, den er von Jugend auf vom Dichten empfand, wie die Irrungen und Wirrungen, denen er zugleich verfallen war. Diese Erkenntnis läßt ihn jetzt geläutert werden und genesen; der frühere Übermensch bekennt freimütig seine Selbstüberhebung, dringt so zur Läuterung und Abklärung des frühern prometheischen Bewußtseins durch und findet nunmehr die Genesung durch den Gnadenblick der Muse. Durch solche Erkenntnis und solches Bekenntnis hat er sich würdig erwiesen, die Dichterweihe im Sinne einer Weihe zu künftigem höchstem Schaffen zu empfangen. Die Schilderung der Dichterweihe hebt in Str. 11 an mit der Vorbereitung, führt in Str. 12 ihren Vollzug durch und sagt in Str. 13 ihre Wirkungen voraus.

Die Einladung des Dichters in Str. 14 an seine Freunde, mit ihm vereint in Freude und Leid die Segnungen der alles Irdische verklärenden und dem Dichtergenius unsterblichen Nachruhm verheißenden Poesie zu genießen, bildet den Schluß des Ganzen.

Den poetischen Hauptadern sind wir wohl mit dieser kleinen Skizze der inhaltlichen Gliederung genügend nachgegangen: das kleinste und feinste Gedankengeäder aufzudecken und nachzuzeichnen, müssen wir uns hier versagen, und zwar um so mehr, als wir einen Teil dieser genußreichen,

selbsttätigen Versenkung in die innerste Gedankenwerkstatt des Dichters bei Beantwortung der zweiten und der dritten Hauptfrage nachzuholen gedenken.

Bei der Beantwortung der zweiten Frage: „Wie kam der Dichter zu dieser poetischen Szenerie mit Nebelapparat und Personifikation?“ springt die Ähnlichkeit der göttlichen Epiphanie in diesem Gedichte Goethes mit den Göttererscheinungen der Ilias sofort in die Augen:

. . . . . ihm (dem Tydiden) nahe
Steht ein Unsterblicher dort, ein Gewölk um die Schultern sich hüllend.
— 5, 185. —

Aber ihn (den verwundeten Äneas) in den Händen errettete Phöbus Apollon,
Hüllend in dunkles Gewölk . . . . . — 5, 344. —

Dort (auf dem Ida) nun hielt der Vater des Menschengeschlechts und der Götter,
Löste die Rosse vom Wagen und breitete dichtes Gewölk aus.
— 8, 50. —

(Hera und Hypnos) eilten . . ., Lemnos Stadt und Imbros beide verlassend,
Eingehüllt in Nebel, mit leicht hinschwebenden Füßen.
— 14, 282. —

(Zeus und Hera) . . . hüllten sich rings ein Gewölk um,
Schön und strahlend von Gold, und es tauten glänzende Tropfen.
— 14, 350. —

(Zeus) barg (auf dem Gargaron, einem Gipfel des Ida) die duftende Wolkenumhüllung.
— 15, 153. —

. . . . . . Hektor voran ging
Mächtigen Schritts; vor ihm selbst dann wandelte Phöbus Apollon,
Eingehüllt im Gewölk . . . . . — 15, 308. —

. . . . . Nicht merkt' er (Patroklos) den Wandelnden (Apollon) durch das Getümmel,
Weil in finstere Nacht der begegnende Gott sich gehüllet.
— 16, 790. —

Also trat, umhüllt mit purpurner Wolke, die Göttin (Athene)
Unter Achaias Volk und ermunterte jeglichen Streiter.
— 17, 551. —

Dorthin (zum Walle des Herakles) ging Poseidon und saß mit den anderen Göttern,
Ringsumher undurchdringlich Gewölk um die Schultern gehüllet,
— 20, 149. —

(Apollon) stand . . . . . .
Dicht an die Buche gedrängt, ringsher in Nebel sich hüllend.
— 21, 547. —

Überall läßt Homer göttliche Gestalten kommen und verschwinden hinter einem willkürlichen Nebel, dem alle physikalischen Voraussetzungen nach Zeit und Ort fehlen: das naive Publikum seiner Zeit empfand und sprach nur poetisch, und wie die homerischen Nebel, so ist auch des Unterweltgottes, des Ais, unsichtbar machender Helm, in den sich Athene birgt, um nicht von Ares gesehen zu werden (Il. 5, 845), nur die gleiche sinnbildliche Bezeichnung für die körperliche Unsichtbarkeit göttlicher oder, wie die Tarnkappe Siegfrieds in den „Nibelungen", einstiger göttlicher Wesen.

Nach dem homerischen Vorbilde verfuhr nun auch Goethe. Und doch welche Verschiedenheit im Gebrauch des anscheinend gleichen Apparats! Einen von Zeit und Stunde, von Ort und Gelände unabhängigen Nebel konnte Goethe seinen kritischen Lesern nicht bieten; er mußte vielmehr dem Eindruck peinlichster Naturtreue zuliebe die breiteste und umständlichste Schilderung in Angriff nehmen und konnte unsre Glaubenssprödigkeit nur durch die Vorführung eines wirklichen Höhen- und Morgennebels besiegen. Über die naive und kindliche Gläubigkeit Homers, die jeden Nebel mit einem Strich zeichnete, ist Goethe also weit hinausgegangen durch die Annahme eines völlig glaubhaften Naturvorganges, bei dem uns ohne Vergewaltigung der Natur die allmächtige subjektive Verzückung des Schauenden über alle Wunder leicht hinweghebt und uns bald, wie die Hirten von Bethlehem, von einer göttlichen Klarheit umleuchtet sein läßt. So kommt bei Homer der Wunderglaube von Menschen der Natur zu Hilfe, und das Wunder vollzieht sich außerhalb des Menschen: bei Goethe kommt die überzeugend nachgewiesene, beobachtete und innerlich aufgenommene Naturerscheinung dem Glauben zu Hilfe, und das Wunder vollzieht sich innerhalb des Menschen ohne jeden Zeugen. An Naturwunder glaubte nur die Kindheit der Völker; an Herzenswunder werden Poesie und Religion auch im realistischsten Zeitalter immer glauben können und müssen.

Auch die Falten des göttlichen Gewandes und den Zauberschleier seiner Veritas hat Goethe dem ewig jungen Inventar der homerischen Poesie entnommen.

Mit den Falten ihres ambrosischen Gewandes*) deckt Aphrodite ihren Sohn Äneas vor den Geschossen der Danaer, und in ein ambrosisches Gewand hüllt sich Hera,**) bevor sie den Zeus auf dem Ida aufsucht. Daß sich der Dichter solch ein Gewand besonders zart, leicht und flüssig gedacht hat, ist nicht nur zu schließen aus der Leichtigkeit, mit der Göttinnen sich darin bewegen, und aus dem notwendig vorauszusetzenden ätherischen Stoffe solcher Gewandung, die sich so ganz hinter dem zartesten Nebel

---

*) Il. 5, 315, 338.
**) Il. 14, 378.

verbarg und menschlichen Augen niemals zeigte, sondern geht auch ausdrücklich aus der Beschreibung des Gewandes der Göttin Kalypso hervor,*) das der Dichter blendend weiß, zart und reizend nennt.

Den rettenden Zauberschleier der Leukothea endlich erhält in höchster Not der schiffbrüchige Odysseus von der Göttin:**) er soll sich diesen Schleier, ein Hinterkopftuch, um die Brust legen und sich getrost den Wellen überlassen, er werde ihn über Wasser halten und vor dem Tode in den Wellen erretten: am Lande aussteigend, solle er ihn ablösen und hinter sich ins Meer werfen. —

Aber was für Dienste leistet der Zauberschleier dem Dichter, dem Beschenkten hier? — Schöner konnte die Symbolik dieser Schenkung nicht ausgesprochen werden, als mit den Worten:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Die Wahrheit, die höchste Lebenswahrheit, die Ideale hüllen sich in den Schleier der Dichtkunst und nehmen unter deren bildenden Händen sinnliche und künstlerische Gestalt an, die in jedem einzelnen Falle keusche, reine, unnahbare Schönheit atmen soll, wie die des jungen Tages — das bedeutet der Morgenduft — und lichtvolle Klarheit, Wahrhaftigkeit, Abwesenheit alles Dunkels aufweist — dies deutet das Wort „Sonnenklarheit“ an —, und zwar in jenen tiefpoetischen Darstellungen, die verstanden werden unter den weiten, vollen Schleierfalten.

Die Stelle

„so wirf ihn in die Luft!“

bedarf vielleicht noch einer genauen Prüfung. Es kann darunter nicht verstanden werden: so wirf den Schleier von dir! Nein, es heißt vielmehr: entfalte den ganzen großen Schleier, laß ihn aufsteigen, den weiten Wolkenschleier; er wird dich decken, dir die brennende Hitze des Lebens fernhalten und mildern, „daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts“!

Der Dichter hat mit der originellen Erfindung der Weiheszene sehr viel, ja alles erreicht, was er als Dichter brauchte: er gewann erst auf diese Weise die Möglichkeit, sich selbst der Göttin gegenüberzustellen, sich selbst auszusprechen und in einem dramatisch bewegten Dialoge seine geheimsten Gedanken, die Wandlungen seines Herzens vor der einzig würdigen Mitwisserin und Zeugin zwanglos zu enthüllen, sie einzugestehen, sie zu verteidigen oder auch einer bessern Einsicht gegenüber zu modifizieren! Er erreichte damit endlich die geschlossene Einheit der Handlung, Sinnfälligkeit und Plastik des poetisch angeschauten Bildes. Er hätte die Freunde

*) Od. 5, 231.
**) Od. 5, 346.

aus der letzten Strophe gleich in der ersten mitnehmen können auf den Götterberg, aber sie wären ja da nur unnütze, die heilige Handlung nur störende stumme Personen geblieben; dieser poetischen Ungeschicklichkeit zog er kühn und beherzt den nun unvermeidlichen Bruch in dem Aufbau am Ende der dreizehnten Strophe vor und knüpfte die vierzehnte ohne festere innere Verbindung an. —

Und welchen Zweck verband der Dichter mit dieser Dichtung? So lautete die dritte und letzte hier von uns aufgeworfene, jetzt zu beantwortende Frage.

Keineswegs ist es dem Dichter in den Sinn gekommen, darin seine Person in den Vordergrund zu stellen oder sich als den poeta laureatus von einer Göttin Gnaden aufzuspielen; ebensowenig konnte es seine Absicht sein, damit ein ausschließliches Preislied auf die Dichtkunst zu veröffentlichen. Vielmehr spielen hier die persönlichen Erfahrungen des Dichters von Anfang an eine so entscheidende Rolle, daß wir es uns nicht verheimlichen können, wie die ungezwungene Aussprache dieser innern Erfahrungen der einzige Zweck der Dichtung ist. Diese Einzelwahrnehmung stimmt vollkommen zu dem Zweck und Inhalt der ganzen Gattung seiner lyrischen Herzensergüsse, die, faßt man seine Lyrik in ihrer Gesamtheit und ihrer Zweckbestimmung auf, mehr als bei jedem andern Dichter seinem eignen Geständnis nach fortlaufende Bruchstücke einer großen Generalbeichte seines reichen innern und äußern Lebens darstellten, in denen er sich fürs Leben absolvierte, in denen er sich erschloß, sich aussprach, sich bekannte. So ist es denn gekommen, daß gerade seine Lyrik die schönsten Selbstbekenntnisse einer echt menschlich und schön empfindenden Seele enthält.

Den Bruch mit der Sturm- und Drangperiode seines Lebens und Dichtens hatte der Dichter bereits vollzogen; der Übergang zu der Ruhe, Klarheit und Vollendung des klassischen Idealismus vollzog sich nicht etwa plötzlich und mit einem Male auf der ersten italienischen Reise, sondern allmählich in den Jahren 1784 und vorher bis 1787. Ein Stimmungsbild aus dieser Übergangszeit gibt uns seine „Zueignung".

Die vielen Freunde seiner Jugend, die Klinger, die Lenz verstanden ihn nicht mehr, und er verstand sie nicht, die auf der ersten Stufe stehen Gebliebenen; er sah sich vereinsamt, verlassen (Str. 7, 6), er fühlte eine Art Menschenverachtung in sich aufsteigen; er ward menschenscheu, ward verkannt und hieß bald bei ihnen der vornehme Herr (Str. 7, 7/8), während die Gesellschaft von Weimar ihn dieses Namens noch wenig würdig fand (s. Ilmenau, V. 116—119). Dieser Stimmung wurde er jetzt Herr; er sah, sein kurzer Vorsprung vor andern gebe ihm nicht die Berechtigung, sich über andre zu erheben (Str. 8, 2), er empfand klar die Verpflichtung zu einer Art Menschheitsdienst im Auftrage einer höhern Bestimmung, die ihm aufgab, die Fehler von Mitmenschen im Frieden zu tragen (V. 8)

und sein Pfund zum Nutzen der ganzen Menschheit mit frohem Willen und dankbarer Gesinnung gegen den Geber alles Guten fortan wuchern zu lassen (Str. 9).

Diesen Beruf hat er erfüllt; er ist der größte Lehrer ganzer Generationen geworden; neben ihm standen die großen Förderer des klassischen Idealismus, welche die Wahrheit selbst zu Hütern der Menschheitsbildung bestellt hatte.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die Reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

— Schiller, „Die Künstler". —

[II und III nach Lorenz, S. 17 ff.]

Das Versmaß des Gedichtes.

A.

Benennung der Form: Oktave Reime (ital. ottave rime) oder Stanze, die hier zum ersten Male von Goethe angewendet und sogleich mit großer Meisterschaft behandelt erscheint.

B.

Das Wesen der Stanze und ihre Behandlung durch Goethe.

I. Das Wesen der Stanze.

1. Ihre Herkunft.

Die Wiege dieser Strophenform ist Sizilien, von wo sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach Italien überging und durch Boccaccio, der sie zur epischen Strophenform der Italiener erhob, die regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Nach Boccaccio wurde sie besonders von Ariost („Der rasende Roland") und Tasso („Das befreite Jerusalem"), in Portugal von Camoëns („Die Lusiaden") gepflegt.

2. Ihre Zusammensetzung.

Sie besteht aus den bequem zu sprechenden fünffüßigen Jamben und enthält dreimal getrennte und zuletzt zwei unge-

trennte Reime, und zwar bei uns Deutschen so, daß in den sechs ersten Versen, in denen bei den Italienern klingender Ausgang durchweg die Regel bildet, männliche und weibliche Verse miteinander wechseln, der Schluß dagegen durch zwei ungetrennte weibliche Reime gebildet wird.

II. Die Behandlung der Stanze durch Goethe.

1. Die Vorgänger Goethes.

In frühern Werken, wie in Wielands „Oberon" und in Schillers Übersetzung der „Äneis" Vergils, erscheint der Kunstcharakter dieser Strophenform durch allerlei Freiheiten beeinträchtigt.

2. Die Behandlung durch Goethe.

Goethe gebührt das Verdienst, uns durch seine „Zueignung" mit dem südlichen Wohllaut und der wahren Bedeutung dieses Versmaßes, das besonders für sanfte und weiche Empfindungen geeignet ist, bekannt gemacht zu haben. Es liegt in der Eigentümlichkeit der Stanze, daß jede Strophe mit einem Hauptgedanken erfüllt werden muß, und zwar so, daß die drei ersten Zeilenpaare eine Steigerung des Gedankens, einen sich verstärkt wiederholenden Wellenschlag der Empfindung ausdrücken, worauf in den beiden letzten Zeilen ein Abschluß erfolgt, durch den die Empfindung zur Ruhe gelangt.

C.

Beurteilung: Dieser künstlerischen Anforderung ist hier vollkommen genügt, ohne daß man den Zwang des Gesetzes irgendwie empfindet, und hierin eben liegt das erste Kennzeichen und das Siegel des Klassischen.

Welche charakteristischen Merkmale der Poesie lernen wir aus Goethes „Zueignung" und Schillers „Macht des Gesanges" kennen?

A.

Die Vielseitigkeit der Gedankenlyrik Goethes und Schillers bedingt es, daß beide sich auch über das Wesen der Poesie selbst geäußert haben; in welchem Sinne, lehren uns Goethes „Zueignung" und Schillers „Macht des Gesanges".

B.

Die charakteristischen Merkmale der Poesie nach beiden Dichtungen.

I. Ursprung und Wesen der Poesie.

1. Der Ursprung.

Die Poesie ist unerforschten, göttlichen Ursprungs. Schiller vergleicht ihren Ursprung mit der Entstehung der Quelle eines Bergstromes.

2. Das Wesen.

Ihr Wesen besteht in Wahrheit, Schönheit, Jugendfrische, Klarheit und Phantasie, wie Goethes „Zueignung“ lehrt.

II. Aufgabe und Wirkung der Poesie.

1. Die Aufgabe.

Ihre Aufgabe ist es, einerseits zu erquicken und zu beruhigen (Goethe), anderseits uns zur schönen Natur zurückzuführen (Schiller).

2. Die Wirkung.

Die Poesie wirkt befreiend und kummerlösend (Goethe); sie versetzt uns aus der Welt des Scheins in die des Seins (Schiller).

C.

Die Werke beider Dichterfürsten sind der vollgiltigste Beweis für die Richtigkeit ihrer Gedanken.

[Nach Hodermann, S. 60.]

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Der Gedankengang der Dichtung. (Rudolf IV, S. 233.)
2. Der Grundgedanke der Dichtung. (Vgl. Litzmann, S. 48; Kiyl, S. 96; anders J. A. Hartung, S. 171.)
3. Lebensweisheit und Kunstschönheit in Goethes „Zueignung“.
4. Inwiefern ist die „Zueignung“ das Bruchstück einer großen Konfession (ein Selbstbekenntnis)?
5. Welche Stellen in der Dichtung beweisen, daß Goethe schon vor der italienischen Reise mit der Sturm- und Drangperiode gebrochen hat?
6. Welche Gedanken über sein dichterisches Streben hat Goethe in der „Zueignung“ ausgesprochen?
7. Was lernen wir aus dem Gedicht für das Verständnis der dichterischen Entwicklung Goethes?
8. Welche Aufschlüsse gibt das Gedicht über Ursprung, Wesen und Bestimmung der Dichtungen Goethes?
9. Darstellung des poetischen Entwicklungsganges Goethes bis zur italienischen Reise. Nach dem Gedicht.
10. Wie faßt Goethe seinen Dichterberuf auf? Nach dem Gedicht.
11. Der Beruf des Dichters. Nach dem Gedicht.
12. Das Wesen der Poesie. Nach dem Gedicht.
13. Lebensweisheit und Kunstschönheit in der Dichtung.
14. Welche Bedeutung haben in dem Gedicht das göttliche Werk und die Gabe, die der Dichter aus seinen Händen empfängt?
15. Das Wesen des Symbolischen und Allegorischen. Nachgewiesen an der Dichtung.

16. Die Beziehungen der Dichtung auf Goethes Verhältnis zu Frau v. Stein. (Litzmann, S. 18 ff.)
17. Welches sind die Kennzeichen eines echten Dichters nach Goethes „Zueignung“ und „Hans Sachsens poetische Sendung“?
18. Inwiefern lehnt sich die Darstellung in der Dichtung an Klopstocks Odendichtung an?
19. Das Wesen der Dichtkunst und die Wirksamkeit des Dichters mit Beziehung auf Goethes „Zueignung“ und Klopstocks Oden „Der Grenzstrom“ und „Die Sprachen“.
20. Über die Worte:
    „Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!“
21. Erklärung der Stelle:
    „Empfange,
    Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
    Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!“
    (LL. 58, 1898, S. 49.)
22. Wie läßt sich der Ausspruch Bacos von Verulam: „Die Poesie ist ein Schatten der Lüge“ mit den Worten Goethes: „Empfange“ usw. vereinigen?

XVII. Amor als Landschaftsmaler.

(1787.)

Entstehung des Gedichtes.

Im Oktober 1787 weilte Goethe — wie er uns selber in seiner „Italienischen Reise“ berichtet (vgl. Werke, Bd. 25, S. 365 ff.) — ungefähr 2½ Wochen in Castel Gandolfo (drei Meilen südlich von Rom) in der Villa eines reichen englischen Kunsthändlers; den Morgen benutzte er dazu, um im Gebirge umherzuschweifen und die Kunst des Landschaftszeichnens auszuüben. Hatte er während seiner bisherigen Reise sein Herz sorgfältig wie durch ein Gelübde vor Liebesneigungen bewahrt und in seiner Brust „nur die schöne Flamme der Liebe, der Treue und des Andenkens“ an seine Freundin in der Heimat „leuchten“ lassen (Brief an Frau von Stein), so ging in diesen heitern Tagen der Villeggiatur in seinem Innern eine folgenreiche Umwandlung vor: eine junge Mailänderin mit blauen Augen und hellbraunem Haar — Maddalena Riggi — hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen und über ihn einen Hauch aus der Lilizeit

kommen lassen. Aber nachdem durch den Unterricht im Englischen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Annäherung hinauslaufen konnte, bald der Vertraulichkeit ein Mittel gefunden war, sollte ein wertherähnliches Schicksal ihn hier nach so vielen Jahren ergreifen: er erfuhr, was nur er allein bisher nicht gewußt hatte, daß die Geliebte Braut und ihre Hochzeit bereits bestimmt sei. Er vermied ein Alleinsein mit ihr, und, in der Natur und Kunst seinen Trost suchend, wandte er sich wieder dem inzwischen vernachlässigten Landschaftszeichnen zu; „die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Flüssen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war" — berichtet er selber a. a. O. S. 371.*) Unter solchen äußern Eindrücken und wohl in Erinnerung an ein liebenswürdiges Erlebnis entstand das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler". Indem es symbolisch den Gedanken ausdrückt, daß, wie alles dem Menschen, dessen Herz von wahrer Liebe erfüllt ist, verschönt und verklärt erscheint, so auch die Natur hellere Farben und lieblichere Formen erhält, wenn sie durch das „Augenglas der Liebe" (Westöstl. Div.) betrachtet wird, gibt der letzte Hauptteil des Gedichts in Verbindung mit dem mutwilligen Schluß der Vermutung Raum, daß dem Dichter einst, vielleicht zur Zeit der eben erwachenden Zuneigung zu der schönen Mailänderin, Amor die farbenreiche Landschaft belebte, indem er ihn in diese das anmutige Mädchenbild einzeichnen ließ, und in diesem Augenblicke die geistig geschaute Gestalt mit einem Mal leibhaftig vor seinen Augen auftauchte; ähnlich läßt ja der Dichter neun Jahre später in „Hermann und Dorothea" — vielleicht noch in liebevoller Erinnerung an diese dem Gedächtnis unverlierbare Begegnung — auch vor dem leiblichen Auge Hermanns, vor dessen Geist sich „die liebliche Bildung Dorotheens sanft vorbeibewegte", plötzlich „die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens" erscheinen:

> „Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild; sie war es
> Selber." — VII, 11. —

Gliederung.

Im Mittelpunkte des Gedichts steht „Amor als Landschaftsmaler", d. h. die Anfertigung des Bildes; ihm voran geht die Begegnung des

---

*) Wenn Goethe auch versuchte, ein offenes Freundschaftsverhältnis herzustellen, so brannte doch innerlich das Feuer noch lange und ließ das aufgeregte Herz nicht zur Ruhe kommen: das beweist wohl das damals für „Claudina" geschriebene Gedicht, sein „Leibliedchen", wie er es nennt: „Cupido, loser, eigensinniger Knabe". — Der endliche Abschied fand seinen Niederschlag in der Elegie „Alexis und Dora" und in dem Gedicht „An Mignon".

Dichters mit dem mutwilligen Bübchen — ein seelisches Erlebnis, insofern als der Dichter sich neuerdings zu dem Entschlusse durchringt, „nicht mehr trüb und müßig zu bleiben“, sondern „ein Bildchen zu malen“. Der Anfertigung des Bildes schließt sich — jenem innern Erlebnisse entsprechend — ein äußeres an: die Geliebte erscheint plötzlich leibhaftig vor seinen Augen, symbolisch dargestellt durch das Lebendigwerden der gemalten Landschaft und ihres schönsten Reizes, der lieblichen Mädchengestalt. So enthält die Ausführung (Str. 2—11) also drei Hauptteile (Str. 2—4; 5—10; 11), denen als Eingangsakkord Strophe 1 dient, den Dichter untätig und in Liebesgedanken versunken

— „Sah mit starren Augen in den Nebel“ —

vorführend, als Schlußstrophe 12, in welcher der in seiner Arbeit so wenig Gestörte dem schönen Mädchen entgegeneilt.

Übersicht.

A. Eingangsakkord: Der in Liebesgedanken versunkene Dichter starrt, auf einer Felsenspitze sitzend, traumverloren ins Weite (Str. 1).

B. „Amor als Landschaftsmaler“ (Str. 2—11).

  I. Das innere Erlebnis (Str. 1—4).
  Amors Anerbieten, dem Dichter ein Bildchen zu malen = Der Entschluß, endlich wieder diese Kunstübung aufzunehmen.

  II. Die Anfertigung des Bildes (Str. 5—10).
  - A_1. Vorbereitung (Str. 5).
  - B_1. Ausführung (Str. 6—9).
    - I. Der Landschaftsmaler (Str. 6—7).
    - II. Das Bild des Mädchens (Str. 8—9).
  - C_1. Schluß (Str. 10): Lebendigwerden des Gemäldes = Erscheinen des Mädchens.

C. Der dem Mädchen sehnsuchtsvoll entgegenkommende Dichter (Str. 12).

Darstellungskunst.

An der anschaulich-klaren, malerischen Darstellung erkennt man den Einfluß des römischen Aufenthaltes: das Gedicht ist ein besonders klares Beispiel für Lessings Gesetz, daß das zu beschreibende Körperliche, das nebeneinander Vorhandene am anschaulichsten als Handlung, also als ein Nacheinander dargestellt werde, d. h. daß der Dichter nicht das Sein, sondern das Werden zum Gegenstand seiner Schilderung machen müsse.*)

*) Vgl. Düntzer S, 119; Heuwes S. 146; Kiy I, S. 105.

Aufgaben zur Auswahl.

1. Inwiefern befolgt der Dichter in dem Liede die von Lessing im „Laokoon“ entwickelte ästhetische Lehre?
2. Ist auch dieses Gedicht das Bruchstück einer großen Konfession?
3. Goethe als bildender Künstler.
4. Goethes Natursinn in dem Gedicht.

XVIII. Euphrosyne.

(1798.)

Das Persönliche.

Euphrosyne ist die am 22. September 1797 verstorbene weimarische Schauspielerin Christiane Becker geb. Neumann, Tochter eines weimarischen Schauspielers. Nach dem 1790 erfolgten Tode des Vaters nahm sich Goethe des reizenden, ungemein begabten Kindes an und leitete sechs Jahre lang die künstlerische Ausbildung dieses „liebenswürdigen Talentes“ (Annalen 1791), das schon seit seinem zehnten Lebensjahre, wo es das erste Mal die Bühne betreten hatte, ein Liebling des Publikums war. Im Spätherbst des Jahres 1791, nachdem der Dichter im Mai die Oberleitung der neuen herzoglichen Bühne übernommen hatte, übte er seinem Schützling die Rolle des schönen Knaben Arthur in Shakespeares „Leben und Tod König Johanns“ ein. „Christiane tat — in der Aufführung — wundervolle Wirkung: alle die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein“, schreibt der Dichter in seinen Annalen unter dem Jahre 1791 über die künstlerische Leistung Christianens. (Werke, Bd. 28, S. 12.) —

Leider welkte diese frühe Blume rasch ab, mit dem 15. Jahre verheiratet, starb sie, knapp 19-jährig. Die Nachricht von ihrem Tode erreichte ihn auf seiner dritten Schweizerreise bei einem Ausfluge auf den St. Gotthard mitten im „formlosen“ Gebirge, und er beschloß, ihr Andenken in einem Gedicht zu feiern und ihr damit einen unverwelkbaren Lorbeer aufs Grab zu legen: „Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres,“ schrieb er schmerzbewegt an Böttiger. Er nannte sie „Euphrosyne“, weil er sie in der Rolle dieser Grazie in der tragikomischen Märchenoper „Das Petermännchen“ zum letzten Male in Weimar gesehen hatte.

Das Gedicht wurde in Zürich, wo der Dichter am Abend des 21. Oktober ankam, entworfen, aber erst im Frühling des nächsten Jahres in Jena weitergeführt und am 10. Juni beendigt: Bilder aus der Reise schmolzen mit der Erinnerung an die Verstorbene zusammen, und so erinnert das aus tiefster Empfindung gewidmete Gedicht für alle Zeiten wie an die Tote, so auch an die erhabene Naturumgebung, in der Goethe die traurige Kunde erhielt.

Die Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht führt — gleich „Ilmenau" und „Zueignung" — eine Vision vor. Den Rahmen der Handlung bildet am Anfang und am Ende ein Landschafts- und Stimmungsbild, eine Naturschilderung von einer Großheit, einer Fülle von Anschaulichkeit und Stimmung, wie sie eben in ihrer Plastik und Prägnanz nur dem Genie gelingt.

Der hereinbrechende Abend hat das Tal des tosenden, schäumenden Stromes in seinen dunkeln Mantel eingehüllt; nur auf den beeisten, zackigen Gipfeln des Hochgebirges liegt noch der ganze Zauber des überirdischen Lichtes ausgebreitet. Aber bald wird selbst von den höchsten Spitzen „Purpur und Glanz" schwinden, ein Gedanke, der bei der hereinbrechenden Nacht den Dichter um so mehr bewegt, als er — fern von Menschen — allein den öden Gebirgspfad erklimmt. Nach Menschen sich sehnend, eilt sein Geist vorauf nach der stillen, hirtlichen Wohnung, dem Ziele des Tages zu (V. 1—8).

Und nicht minder meisterhaft ist der Schluß. Das Glühen der Gletscher, der Purpurglanz des Gewölkes, die Zwielichtsbeleuchtung des grausigen Geklüftes ringsum sind in die Nacht zurückgesunken. Aber wie die Landschaft verwandelt ist, so ist auch die Stimmung des Dichters eine andre geworden: die Sehnsucht nach dem Schlaf ist verrauscht, und allein in grausiger Gebirgsnacht wacht der Einsame mit seinem Jammer und seinen Zähren dem Morgen entgegen. Da kündigt sich über dem Walde das erste Grauen an; der Morgen ruft zu neuem Leben — und löst auch die Schlußdissonanz, die Trauer, den Jammer, die Wehmut und das Fließen der Tränen (V. 147—152).

Innerhalb dieses Rahmens — des Eingangs- und Ausgangsakkordes — vollzieht sich die Handlung, das seelische Erlebnis des Dichters, die Vision (V. 9—146); den Anfang bildet die sich im spukhaften Spiel einer bewegten Wolke vollziehende Erscheinung der verklärten Künstlerin (V. 9—22) und das Ende das Zurückversinken der Erschienenen im Zuge wallender, wachsender Nebel auf Geheiß des Hermes, des bislang unsichtbaren Seelenleiters (ψυχοπομπός) (V. 141—146).

So löst sich als Kernstück von selbst die Ansprache der Erscheinung aus (V. 23—140) mit folgenden, durch den Wechsel der scheinbar Sprechenden auch äußerlich schon gekennzeichneten Gliedern: der Rede Euphrosynens (V. 23—60), der Entgegnung des Dichters (V. 61—96) und der Schlußrede der Künstlerin (S. 97—140). Die Rede Euphrosynens führt zunächst die Wiedererkennung (ἀναγνώρισις) der Erschienenen vor (V. 23 bis 34) und sodann die Vertiefung (Begründung) dieses Wiedererkennens durch die Erinnerung an die erste bedeutsame künstlerische Begegnung des Dichters mit ihr, als dieser in dem rührenden Kinde das britische Dichtergebild belebt und die Künstlerin in diesem Gebilde (bei dem Tode Arthurs) schon einmal aus dem Leben hatte scheiden sehen (V. 35—60).

Es folgt in der Entgegnung des Dichters die Wiedergabe der Rede, die er hielt, als die scheinbar Tote in seinen Armen zu neuem Leben erwachte (V. 61—96); sie bildet die Mitte des Kernstückes und zugleich die Höhe des ganzen Gedichtes, insofern, als sie die **Würdigung der Künstlerin** enthält. Mittelbar und unmittelbar: dem Rückblick auf ihre bisherige künstlerische Tätigkeit (Anerkennung des Talentes) zu Beginn dieses Teiles (V. 61—68) entspricht nachher an dessen Schluß der Ausblick auf die fernere künstlerische Wirksamkeit (die Ausbildung der zu großen Hoffnungen berechtigenden Gaben durch den Dichter, V. 91—96); beide, Rückblick und Ausblick, bilden die mittelbare Würdigung. Sie umrahmen die Totenklage, wieder das besondre Kernstück dieses Kernstückes (V. 69—90), zugleich die unmittelbare Würdigung der teuren Freundin. Der Tod im Schauspiel erscheint dem Dichter als ein Vorspiel zu dem nun wirklich eingetretenen Abscheiden der Künstlerin, und was damals der scheinbar Toten galt, kann jetzt der wirklich Toten gelten. Die Natur, so klagt der Betrübte, ist ungerecht; während sie sonst überall nach (scheinbar) festen Gesetzen verfährt und ihr Lauf unwandelbar ist, verhängt sie über des Menschen Leben ein schwankendes Los und verkehrt oft die Ordnung der Tage. Solche Totenklage erscheint aber, so schließen wir, hier um so gerechtfertigter, als es sich um ein Menschenleben handelt, dessen Verlust in Anbetracht seiner künstlerischen Veranlagung besonders schmerzvoll berührt.

Das dritte Glied, die Gegenrede der verklärten Künstlerin, zerfällt, wie ihre erste Rede, wiederum in zwei Unterteile: V. 97—116 und V. 117 bis 140, die beide eine Bitte enthalten. Die erste Bitte ist an den Lehrer, Freund und Vater gerichtet: da dieser nicht mehr voll „Entzückens“ (V. 92) über „die Töne“ seines Zöglings sein kann, soll er der Künstlerin wenigstens ein freundliches Gedenken bewahren. Die zweite ist nicht mehr an den Lehrer, Freund und Vater, sondern an den Dichter gerichtet: „Laß mich nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehen, damit ich, die durch den Dichter gebildet wurde, mich würdig den hohen Gestalten anreihen kann, deren treuer Gattenliebe oder allzu frühem Tode (beziehungsreiche Charakteristik der Euphrosyne!) das tragische Lied Unsterblichkeit gab.“

Übersicht.

A. Einleitung: Landschafts- und Stimmungsbild (V. 1—8).
B. Die Vision (V. 9—146).
 I. Die Rede der Künstlerin (V 23—60).
  1. Das Wiedererkennen (V. 23—35).
  2. Die Erinnerung an die erste bedeutsame künstlerische Begegnung (V. 36—60).
 II. Die Entgegnung des Dichters. (V. 61—96.)
  — **Die Würdigung der Künstlerin.** —
  1. Unmittelbar: Rückblick auf das Talent der Künstlerin (V. 61—68).
  2. Mittelbar: Die Totenklage um die Künstlerin — die eigentliche Würdigung — (V. 69—90).
  3. Unmittelbar: Ausblick auf die vielversprechende Zukunft der Künstlerin (V. 91—96).
 III. Die Schlußrede der Künstlerin (V. 97—140).
  1. Die Bitte an den Lehrer, Freund und Vater um freundliches Gedenken (V. 97—116).
  2. Die Bitte an den Dichter um Verherrlichung im Liede (V. 117 bis 140).
C. Schluß: Landschafts- und Stimmungsbild (V. 147—152).

Unsterblichkeit — im Liede verliehen.

Auch von Euphrosyne gilt die Wahrheit, die uns der Leichenstein Friederikens zuruft:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So schön, daß er Unsterblichkeit ihr lieh."

Ja, noch mehr! Euphrosyne ist durch den Dichtermund für die Nachwelt der Typus einer idealen Künstlernatur geworden, ebenso aber auch das Verhältnis beider, Goethes und Christianens, der Typus einer idealen Verbindung und Geistesgemeinschaft von Dichter und Darsteller sowie der idealen Wechselwirkung von Dichtkunst und einer wahrhaft künstlerisch erfaßten und ausgeübten Schauspielkunst.*)

Euphrosyne — ein Lebensbild.

A.

Goethes Tätigkeit an der Weimarer Hofbühne; sein Verhältnis zu den Künstlern im allgemeinen und zu Christiane Neumann im besondern.

---

*) Vgl. AdL., S. 342; Gude, II, S. 14; Heuwes, S. 101; Kern, S. 106; Kiy I, S. 107; J. Reuper in H. A. 48, 467.

B.

Der Lebensgang Christianens.

I. Die Zeit der Entwicklung.
   1. Das Kind.
   2. Die Jungfrau.

II. Auf der Höhe der Schaffenskraft.
   1. Die künstlerische Tätigkeit.
   2. Die Ehe.

III. Krankheit und Tod.
   1. Die Erkrankung.
   2. Der Tod.
   3. Das Begräbnis.

C.

Die Denkmäler.

Ausarbeitung des Lebensbildes.

Goethe widmete sich in den ersten Jahren nach Errichtung der Weimarer Hofbühne noch nicht mit so lebhaftem Eifer ihrer Leitung wie in spätern Jahren. Er besuchte wohl öfter die Proben, namentlich die von solchen Stücken, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren, oder denen von andern Aufführungen her ein besonders guter Ruf voranging; dann sprach er den Bühnenkünstlern gegenüber seine Meinung über die Auffassung der Charaktere aus, bestimmte auch wohl das Tempo der Rede im Lustspiel wie in der Tragödie; doch beschäftigte er sich damals noch weniger mit den einzelnen Künstlern, als in späterer Zeit, in der er sich ihnen in eingehendster Weise widmete. Nur bei Christiane Neumann, der holdlieblichsten Jugendgestalt, machte der Altmeister eine Ausnahme. Mit innigster Hingabe widmete sich Goethe in seinen freien Stunden der Ausbildung dieses herrlichen Talentes.

Christiane Neumann, die am 15. Dezember 1778 zu Krossen geboren war, war mit ihren Eltern im Jahre 1784 zur Belluomoschen Gesellschaft nach Weimar gekommen. Schon als fünfjähriges Kind zeigte sie so viel Talent für die Bühne, daß sie in Venlo, wo ihr Vater eine eigne Direktion führte, der Liebling der ganzen Bevölkerung und eine Zugkraft des Vaters war. Die außerordentliche Schönheit und Anmut des Kindes bezauberte jeden; in dem feingebauten, lieblich gestalteten Körper, mit einem schönen, blondgelockten Köpfchen, wie die glückliche Phantasie des Malers es nur hinhauchen konnte, wohnte ein feiner Geist, ein holdes und liebliches Gemüt.

In Weimar trat sie im zehnten Lebensjahre zum ersten Male im Jahre 1787 im „Räuschchen“ auf, einem heute längst vergessenen Stückchen,

und gewann sich sofort aller Herzen. Die Herzogin-Witwe Anna Amalia nahm sich sofort des lieblichen Schauspielerkindes mit mütterlicher Sorgfalt an, und Corona Schröter, deren Bekanntschaft die Herzogin vermittelte, war so begeistert von ihrer jugendlichen Kollegin, daß sie selbst für die fernere geistige Ausbildung des Kindes Sorge trug.

Diese liebevolle Sorgfalt Fremder für Christiane Neumann ist dadurch erklärlich, daß ihr Vater, der ein trefflicher Schauspieler gewesen sein soll, schon bald nach seiner Ankunft in Weimar, noch einige Monate vor Eröffnung des Weimarer Hoftheaters, in jungen Jahren starb und die Familie in notdürftigen Verhältnissen zurückließ.

Christiane selbst hatte mit so grenzenloser Liebe an ihm gehangen, daß sie, eben zwölf Jahre alt geworden, auch von dem Toten nicht lassen wollte. In der Nacht hatte das Kind sich von Mutter und Schwester weggeschlichen, und morgens fanden es die Träger auf dem offenen Sarge über die Leiche hingestreckt, von der man es nur mit Gewalt entfernen konnte.

Das Talent der kleinen Künstlerin entwickelte sich von Jahr zu Jahr immer herrlicher, zugleich aber auch ihr liebreiches Wesen. Die milde Ruhe im Äußern, unter der sich eine warme und tiefe Empfindung im Innern barg, die Anmut, die auf ihrem Gesicht, in ihren Bewegungen und über ihre Reden ausgegossen war, die Würde und Kindlichkeit, so glücklich in ihrem Wesen vermählt, zogen mit süßem und edlem Reize aller Herzen an.

Als Christiane in Ifflands „Jägern" als Bärbel auftrat, waren alle erstaunt, was dies schon zur Jungfrau erblühte Kind aus der an sich so unbedeutenden Rolle zu schaffen wußte. Der alte Genast, der berühmte Weimarer Bühnenkünstler, berichtet begeistert über den ungewöhnlichen Eindruck dieser Leistung. Diese Faulheit im Ausdruck des Gesichts, im Sprechen und in allen Bewegungen war unbeschreiblich charakteristisch; ein Sturm von Applaus erhob sich, als sie die Bühne verließ, nachdem sie dieselbe mit unnachahmlicher Trägheit aufgeräumt hatte.

Aber erst Goethe, in dem die junge Künstlerin einen begeisterten Verehrer gefunden hatte, vollendete die Kunstentwicklung dieses Talentes, und Christiane fühlte sich selig, den Forderungen des hochstehenden und zugleich liebenswürdigen Günstlings der Musen folgen zu dürfen. Der Textdichter der Zauberoper „Das Petermännchen" von Weigl — worin sie Goethe besonders gefiel — hatte ihr den Namen der Grazie Euphrosyne gegeben, und unter diesem Namen durfte sie die schönsten Triumphe ihrer künstlerischen Gestaltungskraft feiern. Alle waren entzückt von der erstaunlichen Begabung, die sich in jeder Rolle wieder und wieder bekundete. Gotter fand sie der Charlotte Ackermann vergleichbar, jener berühmten Hamburger Schauspielerin, und wehmütig stimmt gerade dieses Urteil, wenn man bedenkt, daß auch die berühmte Hamburger Künstlerin in ganz jungen Jahren in der sich eben entwickelnden Blüte des Talentes starb.

Wieland sagte Christiane Neumann, daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Deutschland nur eine Schauspielerin haben würde. Iffland aber tat den Ausspruch: sie könne alles, denn nie würde sie in den künstlerischen Rausch von Empfindsamkeit, das verderblichste Übel unsrer jungen Schauspielerinnen, versinken.

Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur in „König Johann“. Goethe hatte besonders Interesse an diesem Stück und setzte es selbst in Szene. Der Dichter-Regisseur war schon in den Proben entzückt von dieser Leistung, und auf sie bezieht sich jene Stelle der Elegie:

„Denkst du der Stunde wohl noch, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind; du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.“

Goethe spielte bei der Einübung selber die Rolle des königlichen Kammerherrn Hubert, der im vierten Akt mit zwei Dienern, die glühende Eisenstäbe bereit halten, auftritt, um den unglücklichen Knaben zu blenden, aber sich durch dessen rührende Bitten von seinem Vorhaben abbringen läßt. Bei der Probe zeigte Christiane nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen. Ungeduldig hierüber stürzte Goethe, die Eisenstäbe in der Hand, mit solch grimmigem Blick auf das zartbesaitete Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund, — eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung beider für einander.

Bald hatte Christiane ein großes Repertoire. Zu den vortrefflichsten Darstellungen der Künstlerin gehörten später noch Ophelia, Emilia Galotti, Amalie in den „Räubern“, Luise in „Kabale und Liebe“, Minna von Barnhelm. Ebenso vollendet aber wie die sentimentalen Rollen waren auch ihre muntern Charaktere, und selbst Knabenrollen spielte sie mit einer Vollendung, daß sie das Publikum völlig über ihr Geschlecht zu täuschen vermochte, wobei ihr umfangreiches Organ sie trefflich unterstützte.

In ihrem vierzehnten Lebensjahre war Christiane ein körperlich vollkommen ausgebildetes, wunderbar schönes Mädchen; kein Wunder, daß sie, die im freien Verkehr mit den Bühnenkollegen auch in ihrem Denken und Fühlen bereits reif war, schon jetzt mit Heiratsanträgen bestürmt wurde. Und in der Tat heiratete sie schon in so jungen Jahren einen Kollegen, den sehr talentvollen Schauspieler Heinrich Becker, einen feingebildeten Mann aus guter Familie. Sein eigentlicher Name war v. Blumenthal. Becker selbst ist in der deutschen Theatergeschichte insofern bemerkenswert, als er der erste Darsteller des Antonio in „Torquato Tasso“ war.

So glücklich die Ehe Christiane Neumanns mit Becker auch gewesen sein mochte, so gereichte sie der Künstlerin doch zum Unglück. In ihrem sechzehnten Jahre ward Christiane Mutter eines Mädchens, das übrigens später die Mutter des berühmten Leipziger Aquarellmalers Karl Werner wurde, und im Jahre 1796 kam sie zum zweiten Male nieder und kränkelte von dieser Zeit an. Aber trotz sichtbarer Anzeichen eines Brustleidens schonte sie sich nicht. Im Gegenteil, neben den häuslichen Pflichten trieb ihr künstlerischer Ehrgeiz sie an, sich auch auf der Bühne fortgesetzt der aufregenden Beschäftigung mit ihrer Kunst völlig hinzugeben, und so trat sie noch am 14. Juni — es war ihre letzte große Rolle — als Ophelia im „Hamlet" auf. Im Jahre 1797 reiste die Künstlerin zwar noch mit der Weimarer Gesellschaft nach Lauchstädt zu den üblichen sommerlichen Vorstellungen daselbst, aber bald erkrankte sie dort so heftig, daß sich Goethe in Anbetracht ihres hoffnungslosen Zustandes schon vor seiner am 30. Juli angetretenen (dritten) Schweizerreise nach einem Ersatz für sie umsah.

Es war ein allgemeiner Schmerz, die Künstlerin leiden zu sehen. Bei allen war sie beliebt; ja, von allen ward sie vergöttert. Karl August, der in Weimar von der Erkrankung der Künstlerin hörte, ließ ihr sofort den bequemsten Reisewagen schicken, um sie nach Weimar zurückzubringen. Alsbald wurden auch aus Jena die berühmten Ärzte Hufeland und Starke berufen. Aber sie kamen zu spät; ärztliche Kunst vermochte hier nichts mehr auszurichten. Am 22. September 1797 war die liebliche Blume dahingewelkt. Sie hatte damals noch nicht ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht.

Schmerzlich war das Gefühl der Trennung für alle, welche die Bedeutung dieses schönen, jugendlichen Lebens kannten. Das zeigte sich besonders am 26. September, dem Begräbnistage der Künstlerin. Aus der Nähe und Ferne waren Trauernde gekommen, um die zu früh Dahingegangene zu ehren, die ihnen so oft Geist und Gemüt erfreut und gehoben hatte. Der Geistliche feierte am Grabe die Entschlummerte durch Anerkennung ihres reinen, sittlichen Wandels, ihrer stillen, anspruchslosen Bescheidenheit und ihrer Liebe zur Eintracht und zur Verträglichkeit mit ihren Kunstgenossen.

Zum Andenken an die unvergeßliche Künstlerin erhebt sich im Gehölz des Parks zu Weimar jenseit der Ilm auf einem Würfel eine Säule, deren Schaft mit vier Genien geschmückt ist, die, in schwebendem Tanz begriffen, einander Blumenkörbe und flammende Opferschalen reichen, den Wechsel der Jahreszeiten und den des Lebens vorstellend. Oben an der Säule verbindet ein Schleier heitere und tragische Masken, die Folge der Altersstufen und den Wechsel von Freud' und Leid bekundend; den Knauf bildet eine Totenurne in Gestalt einer Pinie. Der Würfel hat zwischen Gewinden die einfache Inschrift Euphrosyne. Durch Goethe wurde die Zeichnung zu diesem Denkmal veranlaßt; mit der Ausführung wurde Döll in Gotha

beauftragt; die Kosten wurden durch den Ertrag einer Totenfeier für die Künstlerin auf dem Theater und durch Beiträge von Verehrern gedeckt, zu denen auch Schiller und Wieland gehörten. Das sinnige Denkmal ist jetzt von düstern Tannen würdig umgeben; durch die alles zerstörenden Elemente hat es leider im Laufe der Zeit gelitten. Wie vergänglich aber auch dieses Denkmal von Stein sein mag, unvergänglich bleibt des Dichters Elegie, ein „monumentum aere perennius", an das der Wanderer nicht nur durch die Inschrift am Würfel, sondern selbst durch das Moos am Gestein erinnert wird, von dem die Tautropfen am frühen Morgen wie jene „nächtlichen Tränen" des Dichters über die Dahingeschiedene perlen.

[Mit Benutzung von Gude II, S. 176 und Isolani, Unterhaltungsblatt der „Deutschen Warte", Jahrg. 1897, Nr. 221.]

„Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod."

A.

Das ganze Gedicht „Euphrosyne" ist in den Vorstellungen der griechischen Religion gehalten.

B.

Wir stellen uns auf diesen künstlerischen Standpunkt und trotzdem:

I. Wir empfinden den Wunsch,
   daß etwas von unserm individuellen Leben den Tod überdauern möchte.

II. Wir erkennen,
   1. daß Lust und Leid und die Vorstellung davon unseres Lebens höchster Inhalt sind;
   2. daß diese auch nur in Herz und Gemüt lebender Menschen neu aufleben können.

III. Wir begreifen,
   daß nur die Dichtung alle Lust und alles Leid in jedem neuen Geschlecht so recht wieder aufleben läßt.

C.

Diese Hoffnung, so fortzuleben, ist nur „einiger" Trost in dem Gefühl der Vergänglichkeit; um diesen bittet die Schauspielerin den Dichter. Für den Dichter selbst aber und den Musiker, der sein eignes Innenleben schöpferisch der Nachwelt überliefert, ist es ein erhabener Gedanke.

[Schurig, S. 16.]

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Der Gedankengang.
2. Der Bau der Elegie.
3. Was veranlaßte Goethe zu dieser Elegie, und was bezweckte er damit?
4. Die Betrachtung über Natur und Menschenleben in dem Gedichte.
5. Die Naturschilderung in dem Gedichte.
6. Das Wesen (die Eigenschaften) der Elegie. Nachgewiesen an dem Gedichte.
7. „Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet.“ (In der Hand des Dichters liegt es, Unsterblichkeit zu verleihen. Und Unsterblichkeit zu — verweigern. Letzteres in Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch“. Man gehe etwa aus von Horaz Carm. 4, 8 und 9: Lieder machen Menschen zu Göttern. Wessen Taten keinen Sänger finden, der wird vergessen. „Vor Agamemnon lebten der Tapferen, Schon viel, doch alle schlafen sie namenlos / Und unbeweint im ewigen Dunkel, / Weil sie der Weihe des Lieds entbehren.“ Vixere fortes ante Agamemnona multi etc.)

XIX. Dauer im Wechsel.

(1801?)

Entstehung des Gedichtes.

Am 1. Januar 1801 wurde Goethe, der sich bis dahin einer sehr festen Gesundheit hatte erfreuen dürfen, in Weimar zum ersten Male von einem gefährlichen Leiden befallen: zu einer Fieberkrankheit gesellten sich Krampfhusten und die Geschwulst einer Rose; einige Tage verlor er das Bewußtsein, und sein Leben war ernstlich bedroht. Aber die Kraft seiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überstehen. Zur völligen Erholung genoß er entzückende Frühlingstage in dem ruhigen, ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla, wo er seit drei Jahren durch Ankauf im Besitz des dortigen Freigutes war. Unter die kleinen poetischen Produktionen, die wir diesem ländlichen Aufenthalt Goethes verdanken, gehört vermutlich das Gedicht „Dauer im Wechsel“. Geboren aus der Empfindsamkeit, die dem Dichter von seiner Krankheit zurückgeblieben war, und ganz durchzogen von einem Tone der Wehmut, der im Verein mit dem ruhigen trochäischen Rhythmus dem Gedicht eine elegische Färbung verleiht, ist es

charakteristisch für die Stimmung, die Goethe damals beseelte. Den Spiegel, die Resonanz, den Widerschein seiner Stimmung fand er in der Anschauung der Natur; die Harmonie mit ihr gab — wie ja fast immer bei ihm — dem poetischen Gedanken, der lyrischen Empfindung die Farbe und Folie, so zwar, daß er kein bloßer Abschilderer des Naturbildes ist, sondern in die Naturstimmung und Naturschilderung seine individuelle Stimmung hineinträgt, die Natur auf die Fragen seiner Seele gleichsam in Bildern antwortet. Den Dichter drücken Todesgedanken; diese finden ihren prägnanten Ausdruck in dem Bilde der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit, das ihm der Anblick der ihn umgebenden Natur gewährt: der Gedankenwelt in seinem Innern entspricht als Abbild die Umgebung, in die sich sein Auge versenkt. Die eine Anschauung ruft dann die andre hervor; die der Natur führt ihn zu sich selbst, zum Menschen, um schließlich aus dieser Gedankenwelt der Wehmut und Verzweiflung emporzuwachsen zu der des Trostes und des Friedens, aus dem „Wechsel" zur „Dauer", die der Mensch in seinem den Tod überlebenden Geistigen und dessen individueller Gestaltung besitzt.

Wiedergabe des Inhaltes.

Das Gedicht entbehrt eines eigentlichen einleitenden Gedankens, versetzt uns vielmehr sofort hinein in die Welt des „Wechsels", des Veränderlichen und Vergänglichen. Die beiden ersten Strophen schildern die unablässige Umwandlung in der uns umgebenden Natur, die beiden folgenden die des Körperlichen am Menschen.

Werden, Vergehen und Wiederwerden — in ununterbrochenem Laufe — predigt die organische Natur; aus den Blüten werden Früchte, die Früchte kommen zur Reife, und wenn sie abfallen, tragen die Zweige schon die Keime für die nächste Entwicklungsreihe*) (Str. 1—2, V. 4). Dasselbe Bild des Wechsels, der Veränderung, bietet die unorganische Natur, die feste (das Tal) wie die flüssige (das Wasser) (Str. 2, 5—8).

Wechsel predigt nicht minder dein eignes Körperliches; das Auge ist trübe, die Lippe welk geworden, der Fuß bewegt sich mit Behutsamkeit, sie sind heute andre, als sie früher waren (Str. 3). Ebenso die Hand, dieses so künstlich gegliederte Organ, als Trägerin selbständiger, eigentlich nur dem Menschen, dem Besitzer der Hand, zukommender Bestimmungen ge-

*) So ist doch wohl die Stelle:

„Diese fangen an zu reifen,
Und die andern keimen schon,"

am einfachsten und natürlichsten zu erklären. Vgl. auch Euphrosyne, V. 75—76:

„Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig."

dacht, im Gegensatz zu Auge, Lippe und Fuß, Organen, die im Gegensatz zur Hand bloß als einfache bezw. eignen selbständigen Lebens bare Werkzeuge des menschlichen Willens aufgefaßt werden, — sie ist eine andre geworden. So das Gebilde deines Innern. So deine Gedanken und Triebe. (Str. 4, 1—4.) Also überall bei dir Wechsel im Sinne von Veränderung!

Ja, noch mehr: dein eigen Ich predigt nicht bloß diese, sondern auch Wechsel im Sinne von Werden und Vergehen; deine Verwandlung endet mit deiner Auflösung, du wirst endlich wieder in die Elemente zerstieben, aus denen du gebildet worden bist (V. 5—8). — So stehen die Unterteile „Natur" und „Mensch" in chiastischer Entsprechung; dort zuerst Werden und Vergehen, nachher bloß Verwandlung, hier zuerst die Veränderung und nachher Vergänglichkeit.

Aber — so tröstet der Dichter sich und dich am Schluß — mag auch das Leben so vergänglich sein, daß es einem Punkt gleicht, in dem Anfang und Ende zusammenfallen, mag der Mensch rascher dahingehen als die Werke, die er selber geschaffen hat, — dankbar soll er doch anerkennen, daß ihm auch Unvergängliches eigen ist; jedem legt die Gunst der Musen ein Geistiges, eine Begabung, eine Anlage in die Wiege, der er durch seinen Geist „Form", d. h. Keimfähigkeit, Entwicklung und schließlich Vollendung verleihen kann; der eine als Führer, der andre als Helfer: jeder einzelne schafft zu seinem Teile etwas Unvergängliches.*) (Str. 5.)

Übersicht.

A. „Der Wechsel" (Str. 1—4).
- I. In der uns umgebenden Natur (Str. 1—2).
  - 1. In der organischen Natur (Str. 1—2, V. 4).
    Wechsel im Sinne von Werden und Vergehen.
  - 2. In der unorganischen Natur (Str. 2, V. 5—8).
    Wechsel im Sinne von Veränderung.
    - a. Im Festen (V. 5—6).
    - b. Im Flüssigen (V. 7—8).

*) Beethovens, Mozarts, Wagners „Gehalt des Busens" war die musikalische Begabung, die ihnen die Vorsehung in die Wiege gelegt hatte; ihr verliehen sie Form in ihrem Geiste, indem sie mit ihrer Denk- und Gestaltungskraft aus solcher Veranlagung ihre unsterblichen Tonwerke schufen. Ebenso ist es beim Staatsmann (Napoleon I., Bismarck), beim Gelehrten (Bopp, J. Grimm), beim Philosophen, beim Dichter, beim Schauspieler, ebenso schließlich bei jedem Menschen, insofern, als jeder besondere Fähigkeiten in seinem Innern vorfindet und diese in seinem Leben — sei es führend, sei es geführt — zur Entwicklung bringt. „Gehalt des Busens" und „Form im Geiste" in höchster Potenz sind die Merkmale des Genies.

II. Im Menschen selber (Str. 3—4).
1. Wechsel im Sinne von Veränderung (Str. 3—4, V. 4).
a. Die unselbständigen Organe (Str. 3).
b. Die Hand als Trägerin selbständiger Bestimmungen (Str. 4, V. 1—4).
2. Wechsel im Sinne von Werden und Vergehen (V. 5—8). „Von Erde sind wir genommen, zur Erde werden wir wieder werden."

B. „Dauer im Wechsel" (Str. 5).

Weiterer Trost.

„Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah;
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da!"

— Zahme Xenien I. — (Werke, I, S. 462.)

[Vgl. Cholevius II, S. 309, abgedruckt bei Ullrich, S. 105; Grosse, S. 20; Heuwes S. 116; J. A. Hartung, S. 256; Hodermann, S. 53.]

Wie tröstet sich Goethe in dem Gedichte über die Veränderlichkeit der Natur und des Menschen?

A.

Uralt sind schwermütige Betrachtungen und wehmütige Klagen über die Veränderlichkeit alles Irdischen; man vergleiche u. a. den 90. Psalm sowie den Ausspruch Homers

οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν

— Il. VI, 146. —

In eigenartiger Weise denkt und urteilt Goethe über die alle Welt bewegende Frage.

B.

I. Welche Veränderungen stellt der Dichter fest?
1. In der uns umgebenden Natur.
a. In der organischen Natur.
usw. vgl. oben die Übersicht S. 70 f.

II. Wie tröstet sich der Dichter?
1. Dem Menschen ist auch Unvergängliches eigen:
Der Gehalt im Busen und die Form im Geiste.
2. Erklärung beider Besitztümer und Erläuterung durch Beispiele.

C.

Dieser Trost ist nicht etwa bloß das Vorrecht des Genies; jeder schaffende Mensch darf und muß ihn in Anspruch nehmen:

„Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.“

— Schiller, Lied von der Glocke, V. 316—317. —

[Vgl. Hodermann S. 53.]

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes. (*Cholevius II, S. 308; *Nellen S. 49.)
2. Dauer im Wechsel. Nach Goethe.
3. Wie äußert sich Goethes Natursinn in dem Gedichte?
4. Veranlagung und Verstand, die Grundlagen menschlichen Handelns.
5. Was ist das Unvergängliche in allem Wechsel?
6. Wie weit ist in dem Gedichte der Begriff „Musen“ zu fassen?
7. Erklärung der Schlußstrophe.
8. Das Wesen des Genies. In Anlehnung an das Gedicht entwickelt.

XX. Epilog zu Schillers Glocke.

(1805, 1810, 1815.)

Die Entstehungsgeschichte.

Am 12. November 1804 war Schillers sinniges Festspiel „Die Huldigung der Künste“ — sein Schwanensang — zur Begrüßung der anmutigen und begabten achtzehnjährigen Großfürstin von Rußland, Maria Paulowna (Tochter des russischen Kaisers Paul), als Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar, aufgeführt worden; unter „friedenreichem Klang“ der Glocken war das junge Fürstenpaar in Weimar eingezogen. Am 9. Mai 1805 starb Schiller nach mehrtägigem Krankenlager auf der Höhe seines poetischen Schaffens; in der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde sein Leib unter „mitternächt’gem Läuten“ von Gelehrten und Künstlern zur ewigen Ruhe gebettet. — Goethe hatte „den hohen Freund“ in den letzten Monaten wenig gesehen; von Januar bis März erlebte er mehrere schwere Krankheitsrückfälle; kaum war er kümmerlich genesen,

da starb Schiller. Der überlebende Geistesbruder war tief gebeugt. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins" schrieb er an seinen Freund, den Berliner Komponisten Zelter. Diese wenigen Worte besagen alles. Um sich den Freund im Geiste nahe zu bringen, beschloß er, den „Demetrius", den Schiller als Bruchstück hinterlassen hatte, zu vollenden. Aber der Versuch mißlang, ebenso wie der, in einer umfassenden allegorisch-dramatischen Dichtung Schiller eine großartige Totenfeier zu veranstalten; er wollte nicht die Menschen in ihrer Sucht bestärken, „aus Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden". Als aber die Forderung einer solchen Feier immer lauter auftrat, ließ er das „Lied von der Glocke" mit großer Pracht in Szene setzen und dichtete dazu seinen „Epilog", in dem es ihm glückte, den Freund und sein begeistertes Wirken in großen, tiefempfundenen Zügen zu schildern und die eigne wie des Vaterlandes Trauer in mächtigen Tönen erschallen zu lassen. Neben dieser Totenfeier war jede andere überflüssig; sie konnte breiter, aber nicht wirksamer sein. — Am 10. August wurde die erste Aufführung in Lauchstädt veranstaltet und dazu der Epilog — von der vortretenden Muse — in kürzester Fassung gesprochen, sich unmittelbar an den Schluß der Schillerschen Dichtung:

„Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!"

anschließend. Die 6. und 12. Strophe kamen für die zweite Aufführung am 10. Mai 1810, die 13. in der Bearbeitung von letzter Hand für die dritte Aufführung am 10. Mai 1815 hinzu.

Gliederung.

Das Kernstück bildet die 7. Strophe:

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

D. h. die rückhaltlose Anerkennung des stets wachsenden „erhöhten" Glaubens Schillers an die Ideale, der ihm gleichzeitig die siegreiche Kraft gab, in glaubensgewisser Zuversicht auf die sittliche Kraft der Menschennatur sein ganzes Fühlen und Wollen für die Veredlung der Menschheit begeistert und ausschließlich einzusetzen.

Dieses Kernstück wird im engsten Rahmen eingeschlossen durch die Würdigung der beiden Richtungen, in denen sich diese Tätigkeit äußerte: der wissenschaftlichen (Str. 5—6) und der dichterischen (überwiegend dramatischen) Leistungen (Str. 8—9). Die wissenschaftliche Tätigkeit bewegte sich ebensowohl auf dem Gebiete der Philosophie, deren Studium oft bis tief in die Nacht dauerte (Str. 5), wie auf dem der Geschichte, deren Kenntnis dem Geschichtsforscher und Dichter die sonst verworrenen und unkenntlichen Taten und Charaktere in ihrem wahren Wesen erscheinen ließ und ihm den Probierstein gab für die Unterscheidung des Edlen und Unedlen voneinander (Str. 6). Eine andre, ebenso schöne Äußerung und gleicherweise Frucht seines Idealismus zeigt sich im dichterischen Schaffen (Str. 8—9); aus diesen Werken ist die hohe Würde der Poesie ebenso wie die Größe des Dichters selbst erst recht sichtbar geworden, zumal aus den Arbeiten dramatischer Poesie, in denen er uns auf einen höheren Schauplatz versetzt, da das gewaltige, weltbewegende Schicksal ihren wesentlichen Inhalt bildet. Dieser Aufgabe opferte der Dichter freudig das höchste Aufgebot von Kraft, ja, das Leben selbst.

Den zweiten und weitern Rahmen gibt die Würdigung des großen Heimgegangenen als Menschen ab (Str. 3—4 und Str. 10—11). Strophe 3 beantwortet die Frage: „Was gab Schiller uns?"; dementsprechend Strophe 10 die Frage: „Was gaben wir ihm?" Durch das heitre, gesellige und neidlose Wesen, durch die Tiefe der Gedanken im Wechselgespräch, durch die unermüdliche Bereitschaft zu Rat und Tat hatte sich Schiller die Liebe und Achtung aller im raschen Fluge erworben. Anderseits erregte seine Kränklichkeit, da er immer wieder in sein beklemmendes Brustleiden verfiel, die mitfühlende angstvolle Trauer seiner Freunde. Wie Goethe in jenen Zeiten auf Schiller tröstend, ermutigend, erheiternd einwirkte, so hatte ebenso ganz Weimar seinen Anteil an der tröstenden, erheiternden Einwirkung auf den oft schmerzgebeugten, einem frühen Tode entgegengehenden Dichter. Strophe 4 zeichnet den Adel des Freundes im Leben und entsprechend Strophe 11 seinen Adel im Leiden und Sterben. Schiller — Str. 4 — war stets, wie Goethe an andrer Stelle sich einmal äußerte, im vollen Besitze seiner erhabenen Natur; er war groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Die gemeine Wirklichkeit mit ihrem Streben nach Genuß und Reichtum hatte keine Macht über ihn, so kärglich ihm auch das Los bei der „Teilung der Erde" gefallen sein mochte. Bis an sein Lebensende schritt sein Geist gewaltig fort

„Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Diese erhabene sittliche Größe Schillers zeigte sich aber — Str. 11 — in noch wunderbarerem Lichte in seinem Leiden und Sterben: hier war

er ein Mensch von geradezu überwältigendem Heldenmut. Wie er in seinen Dichtungen die ganze sittliche Kraft des Menschen herausfordert und unablässig auf die höchsten Ziele der Menschheit hindrängt, so hat er, trotz aller ungeheuren Hemmnisse und Hinderungen, trotz aller körperlichen Leiden und Schmerzen, niemals aufgehört, sich zu läutern und zu stärken und sich, wie ein Held auf dem Schlachtfelde, mit dem Gedanken an einen baldigen Tod vertraut gemacht; er hatte ihn schon im Leben geschmeckt und überwunden, ohne darüber in Kleinmut und Mißmut zu verfallen.

Die beiden Einleitungsstrophen (1—2) schildern den Schmerz, der die Mitwelt ergriff, als der Genius des Todes die Seele Schillers zu sich nahm: der Angehörigen um den treuen Familienvater, Goethes um den unersetzlichen Freund voll Anregung und teilnehmenden Verständnisses, aller übrigen um ihren edelsten Sänger (Str. 2). Der Verlust wirkte um so erschütternder, als er noch kurz vorher in der „Huldigung der Künste" dem deutschen Volke eine Gabe geschenkt hatte, die dem Sänger den schönen Lohn einbrachte, daß sich aller Anwesenden die edelste Rührung bemächtigte (Str. 1).

Schildert die Einleitung in der 2. Strophe die Wirkung von Schillers Abscheiden auf die ihm nahestehenden Kreise, seine Freunde und Verehrer, so zeigt der Schluß in der vorletzten Strophe, wie der verklärende Duft des Todes auch die Gegner und Nebenbuhler, die in eifersüchtiger Verkleinerung Jahre hindurch Schillers Verdienste nicht anerkennen wollten (man denke z. B. an die Romantiker), in Nachstrebende und Anhänger wandelt. Und hatte die erste Strophe noch ein Beispiel der genialen Schaffenskraft des großen Sängers vorgeführt, so gibt die Schlußstrophe einen Ausblick in die Unsterblichkeit dieses wahrhaft großen Dichtergenius.*)

Übersicht.

A. Charakterisierender Eingangsakkord (Str. 1—2).

1. Der Dichter, der eben noch ein glänzendes Beispiel seiner genialen Schaffenskraft gegeben hat (Str. 1),
2. erschüttert durch seinen Tod die ganze Welt (Str. 2).

B. Würdigung der Größe Schillers (Str. 3—11).

*) Vgl. AdL., S. 340; Gude II, S. 203; Hähnel, S. 88; Heuwes, S. 109; Kern, S. 113; Leimbach, S. 271; Niemeyer II, S. 182.

I. Str. 3. Str. 4. } Der Mensch:
1. Seine Gabe an uns: befruchtende Anregung.
2. Der Adel seines Lebens.

II. Str. 5. Str. 6. } Das Genie:
1. Der Philosoph.
2. Der Historiker.
} Der Gelehrte.

III. **Str. 7 (Kernstück).**
Die Größe Schillers besteht in seinem ausschließlich in den Dienst der Veredlung der Menschheit gestellten Idealismus.

IV. Str. 8. Str. 9. } Das Genie:
1. Die Würde seiner Poesie.
2. Die Größe des Dichters.
} Der Dichter.

V. Str. 10. Str. 11. } Der Mensch:
1. Unsere Gabe an ihn: belebende Ablenkung.
2. Der Adel seines Leidens und Sterbens.

C. Charakterisierender Ausgangsakkord (Str. 12—13).
1. Selbst die Verkleinerer wandelt sein Tod in Anhänger (Str. 12).
2. Ausblick in die Unsterblichkeit seines Dichtergenius (Str. 13).
(C, 1 entspricht A, 2; C, 2 entspricht A, 1.)

Rangstreit zwischen Goethe und Schiller?

Goethes Epilog ist die beste Antwort auf die Kritik, die meint, Schiller Goethe gegenüber herabsetzen zu müssen. Schon bei Lebeiten des letztern tauchte der unerquickliche Streit auf, welchem von beiden Dichtern der Vorrang gebühre. Goethe erwiderte: „Die Deutschen sind wunderliche Leute. Statt zu streiten, sollten sie sich freuen, zwei solche Dichter zu haben!" Er hat mit diesen Worten das Richtige getroffen.

Wie läßt sich das Urteil, das Goethe in der siebenten Strophe über Schiller ausspricht, aus dessen gedankenlyrischen Gedichten erklären?

A.

Die Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen sich Schiller und Goethe entwickelt haben, kommt auch in ihrem dichterischen Schaffen zum Ausdruck; insbesondere offenbart sich die Eigenart beider (worin besteht sie?) in ihren gedankenlyrischen Gedichten. Über Schillers ideale Richtung äußert sich Goethe in der siebenten Strophe des „Epilogs". Prüfen wir das Urteil auf seine Richtigkeit!

B.

In welche Abschnitte läßt sich Goethes Urteil gliedern, und wie sind dessen einzelne Teile durch Stellen aus Schillers Gedankenlyrik zu begründen?

I. Jugendliche Begeisterung.

Sie weht uns entgegen aus den Gedichten: „Die Ideale", „Der Genius" und „Ideal und Leben".

Diese Begeisterung kommt zum Ausdruck:

1. in der frischen, lebendigen Sprache;
2. im Inhalt.

II. Trotz aller Hindernisse rastlos dem Ziele zustrebender Mut.

Dieser offenbart sich in den Gedichten: „Die Ideale", „Ideal und Leben", „Das verschleierte Bild zu Sais" und besonders „Die Würde der Frauen".

III. Der unerschütterliche Glaube an den endlichen Sieg des Edeln und Schönen.

Dieser läßt sich aus den sämtlichen gedankenlyrischen Schöpfungen Schillers erkennen.

C.

Daß Schiller vermöge seiner eignen sittlichen Hoheit nicht vergebens an der Veredlung des Menschengeschlechtes gearbeitet hat, muß jeder dankbar anerkennen, der seinen Schiller kennt. Er ist also für uns nicht „der Unmögliche" (Fr. Nietzsche), sondern „der Unentbehrliche".

[Nach Hodermann, S. 61.]

Was erfahren wir in dem Gedichte über Schiller?

A.

Zwei Pläne, für den verstorbenen Freund ein Denkmal zu schaffen, scheiterten: die geplante Fortsetzung des „Demetrius" und — wie wir aus einem Briefe an Zelter vom Anfang August 1805 wissen — eine dra-

matische Dichtung höheren und größeren Stiles, „Schillers Totenfeier“ bezeichnet und dazu bestimmt, neben der Huldigung auch gleichzeitig das deutsche Volk zur Betätigung seiner Dankbarkeit an den Hinterbliebenen seines größten deutschen Dichters aufzufordern.*) Dennoch sollte der teure Tote nicht ohne ein würdiges Denkmal bleiben: es ist der unsterbliche „Epilog“, die unvergängliche Huldigung für den Schillerschen Genius und zugleich ein monumentum aere perennius für die Freundschaft der beiden großen deutschen Männer und Dichter.

B

Was erfahren wir?

I. Bezüglich der äußern Verhältnisse Schillers.

1. Der Lebende.

Schiller hat sich — 1797 — einen Garten gekauft (Str. 5), kurz vor seinem Tode noch das Theater besucht — 29. April 1805 — (Str. 10), den Einzug der Großfürstin Maria Paulowna — 9. November 1804 — mit erlebt (Str. 1).

2. Der Verstorbene.

Sein Leichnam wurde um Mitternacht — 11./12. Mai 1805 — in die Gruft gesenkt (Str. 2).**)

II. Bezüglich des Charakters und der schöpferischen Tätigkeit Schillers.

1. Der Charakter.

a. Im allgemeinen.

Schiller war getragen von einem ausschließlich in den Dienst der Veredlung der Menschheit gestellten Idealismus (Str. 7).

b. Im besondern.

Der Adel seines Lebens (Str. 3—4) und der Adel seines Leidens und Sterbens (Str. 10—11).

2. Die schöpferische Tätigkeit.

a. Schiller als Gelehrter — Philosoph und Historiker — (Str. 5—6).

b. Schiller als Dichter (Str. 8—9).

C.

Der Ausblick in die Unsterblichkeit des Dichtergenius (Str. 13) hat sich bewahrheitet.

[Vgl. Cholevius-Weise, III, S. 66 und Niemeyer, II, S. 182.]

---

*) Nach dem im Goethe-Archiv aufbewahrten Entwurf und Schema hat Suphan den Versuch gemacht, den Goetheschen Notizen Leben einzuhauchen und den Gang der beabsichtigten Handlung zu entziffern (Vgl. Heinemann, S. 587.)

**) Über das Begräbnis Schillers vgl. Viese, II, S. 323.

Weitere Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes.
2. Gedankengang des Gedichtes.
3. Schiller als Mensch und Dichter. Nach dem Epilog. (Hähnel, S. 88.)
4. Charakter Schillers. Nach dem Gedichte.
5. Welche Züge im Bilde Schillers hebt Goethe in dem Gedichte hervor?
6. Was hat nach dem Gedichte Goethe an Schiller besonders geschätzt?
7. Schiller als Mensch.
8. Schiller im Dienste der Wissenschaft.
9. Das Verhältnis der Romantiker zu Schiller.
10. „Er war unser."
11. Inwiefern eignet sich auf Schiller das Wort Goethes:
    „Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine
    Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine?" (*Wehrmann, S. 117.)
12. Über die Verse:
    „Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
    Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut."
13. Wie sind die Worte Goethes über Schiller zu verstehen:
    „Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
    Das Eigenste, das ihm allein gehört?" (*Wehrmann, S. 296.)
14. Über die Verse:
    „Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
    Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."
15. Die Beziehungen zwischen „Zueignung" und „Epilog".

XXI. Zusammenfassende Aufgaben.

Der junge Goethe in Weimar.

(Mit besonderer Berücksichtigung seiner Gedankenlyrik dargestellt.)

A.

Studienjahre in Leipzig und Straßburg. (Leipziger und Sesenheimer Liederbüchlein. „Der Wanderer".) Berühmt geworden durch „Götz" und „Werther" und ausgerüstet mit schönen Kenntnissen, wartet Goethe in Frankfurt auf eine passende Stellung.

„Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.“ — Seefahrt. —

Einladung nach Weimar.

„Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose.“ — Seefahrt. —

B.

Goethe während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar.

I. Die Besorgnis, dem Dichterberuf untreu zu werden.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab.“ — Seefahrt. —

1. Wegen der vertrauten Beziehungen zu dem Herzog Karl August.
   a. Die Freundschaft, die dieser dem Dichter schenkt.

„Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft fest gebannt.“ — Ilmenau. —

   b. Das wilde Genieleben, in das er den Dichter hineinzieht.

„Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag' am Fuß der Felsenwand?“
— Ilmenau. —

2. Wegen der Teilnahme an dem Hofleben.
   Gesellschaften, Konzerte, theatralische Aufführungen im Ettersburger Schloß und im Tiefurter Park.
3. Wegen der amtlichen Tätigkeit.

„Schaff,' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!“
Hoffnung. — (Werke Bd. I, S. 50.) —

II. Die geistige und sittliche Wiedergeburt.

1. Die Veranlassung.
   Charlotte v. Stein und ihr beruhigender, klärender Einfluß auf Goethe.

„Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner' Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.“
— Zueignung. —

So beginnt diese Wiedergeburt schon in Weimar noch vor der italienischen Reise.

2. Die Kennzeichen.

a. Die erneute Hingabe an die Dichtkunst.

„Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!“

— Zueignung —

b. Der Wunsch, sich wieder einem Kreise gleichgesinnter Freunde anzuschließen.

„Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

— Zueignung. —

c. Die Freude an den Erfolgen auch der amtlichen Tätigkeit.

„Nein, es sind nicht leere Träume!
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.“ — Hoffnung. —

„Das ängstliche Gesicht ist in der Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang' begonnen“ usw.

— Ilmenau. —

C.

Zu völliger Klarheit und Geistesharmonie gelangte Goethe erst in Italien.

[Nach Kiy I, S. 90.]

„Adler und Taube“, „Harzreise im Winter“ und „Das Göttliche“ als Zeugnisse für Goethes Entwicklung.

A.

„Der Genius eines Volkes ist auch der Genius der Sprache eines Volkes, und der Genius der Sprache eines Volkes ist auch der Genius der Literatur eines Volkes“, sagt Herder. Wenn man aber aus der Literatur eines Volkes schon dessen Genius erkennen kann, um wieviel mehr wird man dann aus einem Werke der Literatur den Genius seines Schöpfers zu erkennen vermögen, zumal wenn dieser wie Goethe selbst sagt, daß „alles, was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer großen Konfession“ seien. Jedes Werk wird uns also den Dichter zeigen mit den Eigenschaften, wie er sie zur Zeit seiner Entstehung hatte, und so muß es uns auch möglich sein, durch Vergleich von Schöpfungen, die verschiedenen Zeiten angehören, die Weiterentwicklung, den Fortschritt zu erkennen,

der ihn der höchsten Kunst näher brachte. Mögen uns heute die drei Goetheschen Gedichte: „Adler und Taube“, „Harzreise im Winter“ und „Das Göttliche“ einen Einblick in die Entwickelung des Dichters tun lassen!

B.

I. Der Inhalt von „Adler und Taube“ ist die Schilderung eines „Adlerjünglings“, dem von dem Pfeile des Jägers die Schwungkraft gebrochen worden ist, der aber unter ungeheuren Qualen schließlich durch die Kraft der Natur wieder so weit geheilt wird, daß er, mühsam am Boden hinfliegend, sich seine unwürdige Nahrung suchen kann. Als er so in tiefer Trauer seine frühere Größe zurücksehnt, sieht ihn ein Taubenpaar, und der Tauber sucht ihn zu trösten, indem er ihm zeigt, wie glücklich er auch jetzt noch sein könne, da er doch alles habe, was das Leben Angenehmes und Schönes für den Genügsamen biete. Der Adler, der solche Genügsamkeit nicht kennt, weiß nur darauf zu antworten:

„O Weisheit! Du sprichst wie eine Taube.“

Schon die äußere Form des Gedichtes weist uns darauf hin, daß wir es den Sturm- und Drangjahren Goethes zu verdanken haben. In freien Rhythmen fließt die Sprache dahin, ganz der Forderung Herders entsprechend, daß die Sprache nur als das Kleid anzusehen sei und sich dem Körper, dem Gedanken, anzupassen habe. Der Gedanke selbst ist ebenfalls sofort als von der Geniezeit geboren zu erkennen. Der Adler, der nur auf den höchsten Gipfeln wohnt, ist der Stürmer und Dränger, der nur das Höchste für seiner würdig hält aus „Ehrfurcht vor sich selbst“. Seinem auf das Übermenschliche gerichteten Streben aber hat die Welt Fesseln anzulegen gesucht, die Schwingen hat man dem hochfliegenden Geiste abgeschnitten durch einen Wust von Regeln, und nun muß er am Boden der Mittelmäßigkeit, der Durchschnittsmenschen, hangen bleiben, über sich die hohen Spitzen der Berge erblickend, die hohen Ziele, zu denen er sich erheben, die er womöglich hätte erreichen können, wäre ihm nicht die Mittelmäßigkeit hemmend entgegengetreten. Wenn er nun aber klagt und vor Sehnsucht Thränen vergießt, dann wundert sich die Mittelmäßigkeit, daß er sich nicht wohl fühlt auf dem Boden, wo sie doch ihr volles Genügen findet. Sie bedenken nicht, daß jener ein Aar, sie aber Tauben sind, die in selbstgefälligem Genießen dahinleben und sich mit dem Besitze des Notdürftigsten begnügen. So geben sie auch dem Genie, dem immer höher strebenden Menschen, den Rat:

„O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.“

Diese Rathschläge aber verachtet das Genie, das mit der Mittelmäßigkeit nicht zu fühlen vermag. Sind doch, wie Goethe in seinem Gedichte klar ausspricht, beide Anschauungen unvereinbar! Um so höher stellt es das „Ich“. Es verehrt das Göttliche in sich und wird so zum Egoisten. Alles dies bringt das Gedicht Goethes packend zum Ausdruck, und diese Probe bezeichnet namentlich, daß auch Goethe in dem Irren der Geniezeit befangen gewesen ist.

II. Fast vier Jahre später schrieb Goethe die „Harzreise im Winter“. Der Inhalt ist folgender: Am frühen Morgen hat der Dichter seinen behaglichen Wohnsitz verlassen und reitet nun nordwärts dem Harze zu. Der mit Schnee bedeckte Himmel zeigt ihm das Gefährliche seines Unternehmens; aber anstatt abgeschreckt zu werden, wird er mutig und fröhlich. Er gedenkt seines bisherigen Lebens und hofft, daß auch die Zukunft für ihn gleich glücklich sein werde. Dabei muß er des Unglücklichen gedenken, um dessentwillen er zum Teil die Reise unternommen hat. Je weiter er vordringt, um so öder wird die Landschaft, Schneefelder und schneebedeckte Bergspitzen, gefrorene Teiche und Seen, auch eine stille Stadt — wo der wertherkranke Unglückliche wohnt — kommen ihm zu Gesicht. Die Erinnerung an die gemächlich daheim sitzenden Städter erregt seinen Spott, und er preist diejenigen, die frohen Mutes trotz des Fehlens aller Bequemlichkeiten gleich ihm unterwegs sind. Nachdem er wiederum seines Glückes gedacht hat, führt ihm diese Erinnerung nochmals den Unglücklichen vor Augen, der

„Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbstsucht“

aufzehrt. Sein tiefes Mitgefühl läßt ihn für jenen ein Gebet an den „Vater der Liebe“ richten. Dann gedenkt er der Freunde, die auf der Jagd sind, um das den Wohlstand der Bauern schädigende Schwarzwild zu erlegen. Der Dichter, der mit den Freunden aufgebrochen, hat sich von ihnen getrennt und allein die gefahrvolle Reise unternommen. Endlich steht er auf dem Gipfel des Brockens und sieht unter sich die Wolken wogen, über sich den klaren Himmel. Zuletzt gedenkt er des Bergbaues, indem er den „unerforschten Busen“ des Berggipfels den „Adern seiner Brüder“ entgegensetzt.

Hatte Goethe einmal diese Reise unternommen, um jenen unglücklichen jungen Menschen, Plessing, der sich in einem ähnlichen Zustande wie Werther befand und sich viermal brieflich an ihn gewandt hatte, zu trösten, so deutet der letzte Gedanke des Gedichtes den anderen Zweck der Reise an. Goethe war 1776 Legationsrat für Finanzwesen, Krieg und Wegebau geworden und wollte nun, um das verfallene Bergwerk zu Ilmenau wiederherzustellen, die Werke im Harz kennen lernen. Diese Stellung Goethes ist zugleich auch sehr wichtig für die Wandlung seines

Charakters geworden. Wie hätte er jetzt, da ihm die Sorge für so viele Menschen oblag, wohl noch Egoist sein dürfen und sein können? Würde wohl auch der Stürmer und Dränger Goethe solch ein Gebet für einen Mitmenschen gesprochen haben, wie er es jetzt in der „Harzreise" für den unglücklichen Plessing tut?

„Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!"

Ebenso gedenkt er der Freunde:

„Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder auf der Jagd!"

Seine eigene Person tritt jetzt zurück, während er früher nur sein Ich kannte; der Egoismus hat sich schon fast ganz in Altruismus verwandelt. Sehr dazu beigetragen hatte neben seiner äußeren Stellung die durch Herder vermittelte Bekanntschaft mit Jakobi. Dieser war Anhänger des holländischen Philosophen Spinoza und veranlaßte auch Goethe, dessen Ethik zu studieren. Hier war es der Satz „Wer Gott liebt, der darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebt," der Goethes Grundsätze vom Ich-Kultus des Sturmes und Dranges vernichtete, und der ihn am meisten bestimmte, sich zur Pflege des Altruismus zu erheben. Völlig hatte er freilich noch nicht mit Sturm und Drang gebrochen, das läßt schon die Form der „Harzreise im Winter" erkennen: noch immer sind es die freien Rhythmen, deren sich der Dichter bedient. Auch die Sprache ist noch die des Sturmes und Dranges: in zuweilen fast unverständlichen Bildern macht sich dessen Streben bemerkbar, dem Gefühle Recht zu verschaffen, selbst wenn dieses auf Kosten des Verstandes geschehen müßte. Die Gedanken folgen einander, wie sie das Gehirn gebiert, ohne daß der Dichter sich bemüht, sie zu ordnen; aber gerade das spricht von „Herzen zu Herzen," was ja die Geniezeit will, und so hat der Dichter seinen Zweck vollkommen erreicht. Der Genius, das Göttliche des Individuums, das Selbstgefühl, hat sich jetzt bei Goethe verwandelt in Mitgefühl. Daß diese Wandlung in Goethe vor sich gegangen, bezeugt in noch höherem Maße ein anderes seiner Gedichte, nämlich „Das Göttliche".

III. Der Zeit nach liegt ein noch etwas größerer Abstand zwischen diesem Gedichte und der „Harzreise" als zwischen dieser und „Adler und Taube". Es beginnt mit der Aufforderung:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!“

Der Mensch, als das einzige Geschöpf, das bewußt handeln und so mit Bewußtsein seinen Mitmenschen Gutes und Böses zufügen kann, soll stets so handeln, wie wir es von den Göttern glauben: gerecht, aber liebevoll, nicht unfühlend wie die Naturgewalten, die Böse und Gute, Junge und Alte ohne Prüfung vernichten und ebenso beleben und erfreuen. Dann werden wir auch nicht den Glauben an die Götter verlieren, sondern in ihnen die Verkörperung dessen sehen,

„Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.“

Wenn auch hier noch die Form auf Sturm und Drang hinzuweisen scheint, so lehrt uns doch der Inhalt, daß sich Goethe nun ganz zu den altruistischen Anschauungen bekehrt hat; ja, er schlägt in diesem Gedichte Saiten an, die später in die herrlichen Akkorde der Humanität ausklingen sollten. Nichts mehr von Egoismus, nichts von himmelstürmendem Titanentum; nur ein Mensch unter Menschen, die er ehren soll, wenn sie so weit vorgeschritten sind wie er, die er ermahnen und belehren, aber nicht verachten soll, wenn sie sich noch nicht zu seiner erhabenen Anschauung durchzuringen vermocht haben. Dem Menschen, dem schwachen Wesen, das sieht er jetzt, nutzt es nichts, sich gegen die „ewigen, ehernen, großen Gesetze“ aufzulehnen. Dem Irrtum, den er in der Geniezeit begangen, hat er jetzt völlig entsagt, sein höchstes Ziel soll sein, den leidenden Mitmenschen das Dasein zu erleichtern, ihnen die schwere Bürde des Lebens tragen zu helfen, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen, kurz „nützlich“ für die Mitwelt, ja, für die Nachwelt zu leben. Aus diesem Gedichte spricht der Staatsmann, der weiß, daß er nur zum Wohle seines Landes wirken muß. Die Zeiten seines austobenden Jugendlebens am weimarischen Hofe sind vorüber, der Einfluß der Frau v. Stein, seine Tätigkeit an der Seite des Herzogs, der Umgang mit edel denkenden und edel strebenden Menschen hat auch aus ihm einen solchen gemacht. Gereift an Verständnis für die Erscheinungsformen der Welt, an Einblick in das Walten der Gottheit, ist er jetzt der Lehrer seines Volkes geworden, und das nicht nur durch seine Werke, auch durch seine Taten.

C.

Eine weitere Ausbildung seines Innern, das ja so viel fassen konnte und dann das Richtige davon zu wählen verstand, erhoffte Goethe nur noch von einer Reise nach Italien. Das Heimatland hatte ihm gegeben, was es an herrlichen Gedanken hatte; den leuchtenden Marmor, in den er sie bilden wollte, fand er in Italien, dem Lande der schönen Formen.

Von dort brachte er auch die Form mit, in die er die schon lange in ihm schlummernden Gedanken der Humanität goß, und als ein innerlich wahrhaft geläuterter Mensch schuf er die Meisterwerke des Humanitätsgedankens: „Iphigenie“ und „Tasso“.

[Th. Matthias, S. 251.]

Die mythologischen Gestalten in den Gedichten „Prometheus,“ „Ganymed“, „An Schwager Kronos“ und „Meine Göttin“.

A.

In den vier Gedichten „Prometheus“ usw. — die ersten drei entstanden 1774, das vierte 1780 — behandelt Goethe eine Reihe mythologischer Gestalten in dichterisch freier Weise.

B.

I. Prometheus.

1. Der antike Mythus.

   Ein trotziger Gegner des Zeus und hilfsbereiter Beschützer der Menschen, die er aus Erde und Wasser geformt hat.

2. Die dichterische Gestaltung.

   Indem Goethe den Titanen zum Träger des aufs höchste gesteigerten, zur Auflehnung gegen die Gottheit führenden menschlichen Kraftgefühls und Unabhängigkeitstriebes macht, schließt er sich in der Hauptsache an den antiken Mythus an; dagegen ist die Vorstellung, daß der den Himmel beherrschende Zeus keine Macht über die Erde, Prometheus’ Eigentum, habe, im Mythus nicht gegeben.

II. Ganymed.

1. Der antike Mythus.

   Ganymed, der Sohn des Königs Tros, wird von Zeus der Erde entrückt, damit er ihm als Mundschenk diene.

2. Die dichterische Gestaltung.

   Goethes vertiefende Auffassung, die an Stelle des äußern Vorganges einen analogen innern setzt, gibt der Sage eine neue Deutung: Ganymed erscheint als das Sinnbild der sehnsuchtsvoll zur Gottheit emporstrebenden Menschenseele.

III. An Schwager Kronos.

1. Der antike Mythus.

   Kronos ist der Führer der Titanen, die der bessern Ordnung des Weltalls in wilder Empörung widerstrebten, aber von Zeus

besiegt wurden. Wegen der Namensähnlichkeit mit χρόνος (= Zeit) wurde er später auch bisweilen als Gott der Zeit aufgefaßt.

2. Die dichterische Gestaltung.

Goethe nimmt ihn in letzterm Sinne und macht ihn in freier Weise zum Postillon, der den Dichter auf rastloser Fahrt durch das Leben führt.

IV. Meine Göttin.

1. Der antike Mythus.

Die Alten kannten keine Göttin „Phantasie“; in Ovids Metamorphosen begegnet uns jedoch ein Traumgott Phantasus. Ebensowenig hatten die Griechen eine Göttin „Hoffnung“ — vgl. die Pandora-Sage —, wohl aber die Römer, die der „Spes“ in Rom mehrere Tempel erbaut hatten.

2. Die dichterische Gestaltung.

Goethe machte „seine“ Göttin „Phantasie“ mit kühner Erweiterung der Mythologie zur Lieblingstochter des Zeus, indem er ihr zugleich eine ältere, gesetztere Schwester, die „Hoffnung“, an die Seite stellt.

C.

So hat der Dichter, selber dem „launigen“ Spiele der „Törin“ Phantasie folgend, die mythologischen Überlieferungen in durchaus selbständiger, geistvoller Weise benutzt und poetische Wirkungen zu erzielen verstanden.

[Nach Haehnel, S. 69.]

Welche Auffassung von den Göttern vertritt Goethe in den Gedichten „Prometheus“, „Parzenlied“ und „Grenzen der Menschheit“?

A.

Goethes Gewohnheit, alles, was ihn beschäftigte, in einem Gedicht zum Ausdruck zu bringen.

B.

Welche Auffassung von den Göttern vertritt Goethe in den Gedichten „Prometheus“, „Parzenlied“ und „Grenzen der Menschheit“?

I. Prometheus.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Der Mensch kann und darf den Göttern trotzen.

II. Parzenlied.

1. Inhaltsangabe des Liedes.
2. Die Götter kümmern sich nicht um das Menschengeschlecht.

III. Grenzen der Menschheit.
1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Der Mensch soll sich in tiefer Demut vor der Gottheit beugen.

C.

Die Wandlung, welche sich in Goethes Anschauungen von den Göttern vollzieht.

Ausarbeitung dieser Aufgabe.

Es ist ein charakteristischer Zug Goethes, alles, was ihn erfreute, quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, um darüber mit sich selbst abzuschließen und sein Inneres zu beruhigen. Seinen religiösen Anschauungen und Gefühlen gab er vor allem in den Gedichten „Prometheus", „Parzenlied" und „Grenzen der Menschheit" Ausdruck. Es soll im folgenden versucht werden, die Auffassungen, die Goethe in diesen Gedichten von den Göttern vertritt, klar zu legen.

Im „Prometheus", dem Bruchstück eines unvollendeten Dramas, stellt Goethe die Götter als Mächte dar, die unbedeutend geworden sind, gegen die sich Prometheus, ein Halbgott und Beschützer der Menschen, auflehnen kann. Dem Knaben gleich, der wehrlose Disteln köpft, können sie wohl gegen Eichen und Bergeshöhen Blitze schleudern, aber die Erde, die Hütte, den Herd des Prometheus müssen sie doch stehen lassen. Ja, sie sind so machtlos, daß sie verhungern müßten, wenn nicht Kinder und Bettler, hoffnungsvolle Toren, ihnen opferten und Gebete zu ihnen emporschickten. Als Prometheus noch ein törichtes Kind war, wandte er oft seine Blicke, um Hilfe flehend, zur Sonne, als wäre da droben ein Ohr, das ihn hörte, ein Herz, das sich seiner erbarmte; doch vergebens, keine Rettung von Sklaverei und Tod, kein Trost wurde ihm zuteil; stets war er auf sich selbst, auf seine eigene Kraft angewiesen. Wofür sollte er also den Göttern danken, weshalb sie ehren, sie, die nie dem Bedrängten Hilfe geleistet, die Tränen des Geängstigten gestillt haben? In der durch die Zeit und das Schicksal gereiften Erkenntnis der Macht seines Willens, der Kraft seines Geistes kann er den Göttern trotzen; sie selbst sind ja dem ewigen Schicksal unterworfen wie er selbst. Trotzig und in dem Bewußtsein, daß sie nicht an die Freiheit des Willens heran können, sagt er sich von ihnen los und formt nach seinem eigenen Willen, nach seinem Bilde Menschen, die — wie er — leiden und weinen, genießen und sich freuen, und — wie er — die Götter verachten.

Wir sehen hieraus, daß sich Goethes Vertrauen auf die Kraft des eigenen Könnens, sein Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen, sogar bis zum Trotz gegen die Gottheit gesteigert hatte. Geweckt und ge-

nährt wurde dieses falsche Selbstgefühl durch den ganzen Zug der damaligen Zeit, der in den Ansichten und Bestrebungen der Stürmer und Dränger zutage trat und des Menschen Selbstbewußtsein und Größe unter die Waffen rief.

Doch ist diese Stimmung des Dichters nur vorübergehend; im Parzenlied seiner später geschriebenen „Iphigenie" vertritt Goethe schon eine ganz andre Anschauung von den Göttern.

Der Inhalt dieses Liedes ist folgender:

Die Menschen müssen die Götter fürchten, da diese ihre Herrschaft nach Gefallen und ohne Recht ausüben, und besonders diejenigen müssen sie fürchten, die sie erheben; denn entsteht ein Zwist, so stürzen sie geschmäht und geschändet in nächtliche Tiefen und harren vergebens auf gerechten Richterspruch. Die Mächtigen jedoch schwelgen weiter an goldenen Tischen, schreiten mitleidlos über Berge dahin und laben sich an dem wie Opferrauch emporsteigenden Atem der gestürzten Titanen. Doch nicht nur auf diese erstreckt sich ihre Verachtung, auch deren Nachkommen, ganze Geschlechter sind ihrem furchtbaren Fluche verfallen. Sie meiden es, dem Enkel ihr Angesicht zuzuwenden, um sich nicht durch dessen Züge an den ehemaligen freundschaftlichen Verkehr mit seinem Ahnherrn erinnern zu lassen.

Im Gegensatze zu dem vorigen Gedichte treten uns in diesem Liede die Götter als unnahbare, unüberwindliche Mächte entgegen, die hoch „auf Klippen und Wolken" thronen, an ewigen Tischen schwelgen, unbekümmert um das Schicksal der Menschen, die sie als Spielzeug betrachten, nach Willkür erheben und wieder fallen lassen.

Auch in dieser Auffassung der Götter ist eine Wandlung bei Goethe vorgegangen, wie das später entstandene Gedicht „Grenzen der Menschheit" zeigt.

Sein Inhalt ist folgender:

Die Menschen sollen sich in tiefer Demut vor dem „uralten, heiligen Vater" beugen, der mit gütiger Hand Segen bringende Blitze auf die Erde schleudert. Demutsvoll, im Bewußtsein seiner ohnmächtigen Schwäche küßt der Dichter den „letzten Saum seines Kleides", denn der schwache Mensch kann sich mit den mächtigen Göttern nicht messen. „Hebt er sich aufwärts und berührt er mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsichern Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde." Steht er mit markigen Knochen auf fester Erde, so kann er sich nicht einmal mit der Eiche vergleichen. Vor den Göttern dehnen sich zahllose Menschenalter gleich Wellen eines unendlich langen Stromes aus; der Mensch ist der Spielball einer Welle, die ihn emporhebt und verschlingt. Während unser Leben ein einziger Ring, ein Menschenalter begrenzt, bildet der Götter Dasein eine unendliche Kette, an die sich unzählige Geschlechter anreihen.

Welch eine Wandlung im Herzen des Dichters! Während er im „Prometheus“ im Gefühl seiner Kraft den Göttern zu trotzen wagte, beugt er sich nun in tiefer Demut vor der Allmacht und der ewigen Dauer der Gottheit, der gegenüber der Mensch in Raum und Zeit ein Nichts ist.

Die drei Gedichte „Prometheus“, „Parzenlied“ und „Grenzen der Menschheit“ enthüllen uns somit den religiösen Entwicklungsgang Goethes. Wir sehen, wie die vorübergehenden, fast heidnischen Anschauungen von den Göttern einer freieren Stellung zur Gottheit Platz machen; doch auch diese ist nur von beschränkter Dauer, sie wird durch wahrhaft christliche, vom Hauche inniger Religiosität durchwehte Ansichten verdrängt.

[Dorenwell, III, S. 119.]

Das Verhalten des Menschen zur Gottheit in Goethes Gedichten „Das Göttliche“, „Grenzen der Menschheit“ und „Ganymed“.

A.

Während sich der Dichter im „Prometheus“ (1774) in himmelstürmenem Titanensinn, vertrauend auf die eigene Kraft, von der Gottheit loszusagen scheint, bekunden etwa ein Jahrzehnt später die drei Gedichte „Das Göttliche“, „Grenzen der Menschheit“ und „Ganymed“ eine tiefempfundene Religiosität.

B.

Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit in den drei Gedichten.

I. „Das Göttliche.“

Der Anfang der Religiosität liegt in der freien Selbstbestimmung des Menschen und in dem Streben, der Gottheit ähnlich zu werden. Der Mensch ist

1. nach Seiten des Körpers denselben ewigen, starren Gesetzen unterworfen, die sich in dem Walten der Naturkräfte und des Schicksals kundgeben; aber
2. nach Seiten des Geistes ist er frei; diese Freiheit soll er zum Segen seiner Mitmenschen benutzen und uns so in seinem Wesen die Gottheit ahnen lassen.

II. „Grenzen der Menschheit.“

Die Religiosität wird gefördert durch das Gefühl der menschlichen Ohnmacht und Vergänglichkeit.

1. Gegenüber der göttlichen Allmacht, wie sie sich z. B. im Gewitter kundtut; zu ihr reicht der Mensch
   a. weder empor durch den höchsten Flug seiner Gedanken,
   b. noch durch den stolzesten Trotz auf seine irdische Kraft.

2. Gegenüber der göttlichen Ewigkeit, vor welcher die Menschengeschlechter vorüberziehen wie die Wellen im Strome.

III. „Ganymed".

Religion ist das Sehnen des Herzens nach dem Göttlichen. Beim Anschauen der Schönheiten der Schöpfung

1. erkennt der Mensch das Walten des all-liebenden Schöpfers und Vaters,
2. fühlt er sein Herz zu ihm emporgezogen.

C.

Die drei Gedichte zeigen, daß die Stimmung, welche aus dem „Prometheus" spricht, bei dem Dichter nur vorübergehend gewesen ist, und daß er sich allmählich zu einer edlen Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch durchgerungen hat.

[Pätzölt, S. 61, mit nachfolgender Ausarbeitung.]

Gottesglaube und Gottentfremdung, oder Goethe in seinen Oden „Prometheus", „Ganymed", „Grenzen der Menschheit", „Das Göttliche".

A.

Des Knaben Goethe religiöser Sinn nach „Dichtung und Wahrheit".

B.

Sieg des Gottesglaubens über die trotzige Gottentfremdung.

I. Der Trotz des Gottentfremdeten: „Prometheus" (1774).

1. In seiner Jugend hatte Prometheus
   a. kindlich geglaubt an die Macht sowohl wie an das Wohlwollen der Gottheit;
   b. zu derselben gläubig Bitt- und Dankgebete emporgesendet.
2. Als Mann herrscht in ihm völlige Gottentfremdung:
   a. Der Unglaube an der Gottheit Macht wie an ihr Wohlwollen und der Hohn über die Gläubigkeit anderer,
   b. das Pochen auf die eigene Kraft und die Gewalt rein natürlicher Entwickelung (nur des eigenen Herzens Begeisterung, die Zeit und das Schicksal haben „alles selbst vollendet" und ihn „zum Manne geschmiedet"), sowie das Übertäuben der innern Mahnung an die eigene Schwäche („Ich sollte das Leben hassen, weil nicht alle Blütenträume reiften?").

II. Das demütige Bekenntnis des Gottgläubigen: „Ganymed“ (1781), „Grenzen der Menschheit“ (1781), „Das Göttliche“ (1782).
   1. Die Natur führt zur Gottheit:
      a. In ihrer Frühlingsschönheit predigt sie den „all-liebenden Vater“ und zieht unwillkürlich mit Allgewalt den Menschen zu ihm („Ganymed“);
      b. in ihrer Furchtbarkeit mahnt sie den durch Raum und Zeit beschränkten Menschen zur Demut gegen den Schrankenlosen und Ewigen („Grenzen der Menschheit“);
   2. Der Mensch selbst ist ein Abbild der Gottheit und führt zum Glauben an sie („Das Göttliche“):
      a. des Menschen sittliche Güte lehrt glauben an den vollkommen Guten;
      b. des Menschen schöpferische Kraft lehrt glauben an den Schöpfer des Alls;
      c. des Menschen Verstand und Einsicht lehrt glauben an den Allweisen.

C.

In den oben zusammengestellten Gedichten spiegelt sich eine religiöse Wandlung Goethes: Spinoza — Frl. v. Klettenberg.

[Leuchtenberger II, S. 82; vgl. Hodermann S. 53; Kiy I, 88]

Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit.

(Nach Goethes lyrischen Gedichten.)

A.

Schon früh hatte Goethe Gott gesucht. Hatte er doch schon als Knabe dem Gotte, der in der Natur waltet, einen Altar gebaut! Daß er manche Stufe durchlaufen und manche Kämpfe bestehen mußte, ehe er sich über sein Verhältnis zu Gott klar wurde, ist ein Schicksal, das er wohl mit jedem begabteren Menschen teilt. Aber wir sehen ihn, der nach Wahrheit strebt, stetig wachsen und sich durch den Zweifel des Kindesgemüts und den Pantheismus Spinozas endlich zu festen Überzeugungen durchringen. Insbesondere können wir dies in seinen lyrischen Gedichten erkennen, die ja vorzugsweise als „Bruchstücke einer großen Konfession“ seines Innern zu betrachten sind. Es ist daher für jeden Denkenden von hohem Werte, aus diesen kennen zu lernen, wie ein so hoch begnadeter Geist sich das Verhältnis des Menschen zu Gott vorstellte.

B.

Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit.

I. Zeit der Gärung.

1. Das Menschenleben.

Unter dem Bilde eines Felsenquells wird das menschliche Leben in „Mahomets Gesang" vom Jahre 1772 oder 1773 vorgestellt. Gute Geister sind es, die seine Jugend nährten und ihn aus der Wolke jugendfrisch entsandten. Als Bach über Kiesel bergabstürzend, gelangt er durch Täler hindurch in die Ebene, wo seine Brüder sich an ihn schmiegen. Mit diesen geeint, wächst er zum Fluß an und endlich zum Strom, um zuletzt zu seinem alten Vater, dem ewigen Ozean, hinzufließen. Ähnlich vergleicht Goethe des Menschen Seele mit dem Wasser („Gesang der Geister über den Wassern" vom Jahre 1779) und das Schicksal des Menschen mit dem Winde, der mit der Welle lieblich buhlt. — Hier erscheint der Mensch nur als ein den Naturgesetzen unterworfenes Wesen.

2. Sehnsucht nach Gott.

a. Das Bedürfnis des Menschen, sich mit Gott zu vereinigen, ist der Gegenstand des 1774 gedichteten Liedes „Ganymed". Unter dem mythischen Bilde des Ganymed versinnbildlicht Goethe hier das Gefühl irdischen Glückes, das den Menschen beim Genuß der Gaben des Schöpfers, insbesondere der Frühlingsnatur, durchzieht und mit dem Verlangen nach himmlischem Glück im Eins-Sein mit Gott erfüllt. Schon hier erscheint Gott als der „all-liebende Vater".

b. Tief ergreifend erscheint das Verlangen nach Gott in dem 1776 gedichteten „Wanderers Nachtlied", in dem die Sehnsucht der Menschenbrust nach Frieden in Gestalt eines weihevollen Gebetes zum Ausdruck kommt.

II. Zeit des Reifens.

1. Die Ohnmacht des Menschen.

Der Mensch ist endlich. Er ist ewigen, ehernen, großen Gesetzen der Natur unterworfen („Das Göttliche" um das Jahr 1780). Er erkennt seine Grenzen, wenn sich ihm Gott in einer gewaltigen Naturerscheinung, wie dem Gewitter, offenbart. Er fühlt, daß er als einzelner, wie hoch er sich auch auf der Stufenleiter des Geistes über die Alltagswelt erheben mag, doch ein Spielball der Wellen und Winde bleiben muß und nichts Dauerndes zu schaffen vermag. Erst wenn ein Geschlecht schaffend sich an das andere reihe, könne aus der Kette endlicher Wesen ein unendliches Ganze entstehen („Grenzen der Menschheit" um 1776).

2. Die Allmacht Gottes.

Die Gottheit ist ewig. Viele Wellen wandeln vor den Menschen, ein ewiger Strom. Gott erscheint zunächst als „der uralte, heilige Vater“, der in der Natur waltet und im Gewitter der Erde mit seinen Blitzen Segen spendet. Er waltet sodann aber auch in der Seele des Menschen und spendet als „Vater der Liebe“ dem trostbedürftigen Herzen Erquickung („Harzreise im Winter“ vom Jahre 1777). Seine Eigenschaften sind die eines vollendeten Menschen. Was der Beste im kleinen tut oder möchte, das tut und will Gott.

3. Mensch und Gott.

Dem Menschen hat Gott selbst die Bahnen vorgeschrieben. Ist er als endliches Wesen auch den Naturgesetzen unterworfen, so hat Gott ihm doch eine höhere Stellung gegeben als den übrigen Wesen der Schöpfung. Er allein vermag an Gott zu glauben. Zu dem Glauben gelangt er durch die Ahnungen seines Gemüts und die heiligen Schauer seiner Brust, die er empfindet, wenn Gott sich in der Natur offenbart. Der Mensch allein vermag zu unterscheiden, zu wählen, zu richten; er vermag das Irrende und unnütz Schweifende nützlich zu verbinden und dem Augenblick Dauer zu verleihen; er vermag auch zu heilen, dem Guten zu lohnen, den Bösen zu strafen und zu retten. Er ist das Ebenbild der Gottheit. Darum ist es seine Pflicht, dieser so ähnlich wie möglich zu werden und edel, d. h. hilfreich und gut zu sein. Unermüdet muß er bestrebt sein, das Nützliche und Rechte zu schaffen. („Das Göttliche“ um 1780).

Kindliche Verehrung dem all-liebenden Vater darzubringen und zu streben, in Denken und Handeln ihm möglichst nahe zu kommen, ist daher der wahre und reinste Gottesdienst.

C.

So sehen wir Goethe nach und nach durch Zweifel und Sehnsucht zur Ruhe in Gott aufsteigen, d. h. zu der Erkenntnis, daß ein vollkommnes, unendliches Wesen uns in der Hand hält, und daß der Mensch nur dann seine Bestimmung erfüllt, wenn er Gott so ähnlich wie möglich zu werden bestrebt ist.

[Nach Schultz III, S. 58.]

Goethes lyrische Gedichte — „Bruchstücke einer großen Konfession“.

A.

Goethes Ausspruch, daß seine Gedichte Bruchstücke einer großen Konfession seien, muß vor allem bei seinen lyrischen Gedichten zutreffen. Denn die lyrische Poesie hat es mit Stimmungen zu tun. Diese sind aber ein Ausdruck des innern Lebens. An einer Auswahl aus der großen Zahl der Gedichte zu prüfen, inwiefern man die Wahrheit jenes Ausspruchs in ihnen selber erkennen könne, muß um so größeres Interesse haben, als Goethes Leben überaus reich und mannigfaltig gewesen ist.

B.

Goethes lyrische Gedichte — Bruchstücke einer großen Konfession.

I. Vorerörterung.

1. Erklärung des Ausspruchs.

Goethe selbst erklärt seinen Ausspruch dahin, daß er alles, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild oder Gedicht gekleidet habe, um mit sich selbst abzuschließen und sowohl seine Begriffe von den Außendingen zu berichtigen als sein Inneres zu beruhigen.

2. Partition.

Stimmungen und Anschauungen sind nach Alter und Lebenslage verschieden. Daher ist Goethes Leben durchzugehen, das sich für den vorliegenden Zweck teilen läßt in: die Genieperiode (Leipzig, Straßburg, Wetzlar, Frankfurt); die Zeit vor der italienischen Reise; die Zeit nach derselben.

Um aber die verschiedenen Richtungen seiner Bekenntnisse einigermaßen überschauen zu können, müssen wir ihn belauschen: in seinem Anschauen und Denken (Gott, Natur, Mensch, die eigene Seele); in seinem Schaffen (Kunst); in seinem Handeln (Leben, Liebe, Freundschaft).

II. Untersuchung.

1. Die Genieperiode.

a. 1772 „Wanderers Sturmlied“; 1772 oder 1773 „Mahomets Gesang“; 1774 „Prometheus“, „An Schwager Kronos“; 1776 (?) „Grenzen der Menschheit“; 1779 „Gesang der Geister über den Wassern“.

Wir sehen Goethe die Wahrheit suchen. Schon früh hatte er Gott in der Natur gesucht. Auf stürmischen Spaziergängen findet er ihn in den gewaltigen Erscheinungen der Natur. Dabei fühlt er titanische Kraft in sich; sein Inneres zeigt Schrankenlosigkeit und dionysisches Überschäumen. Zweifel

steigen in ihm auf. „Was ist der Mensch?“ so fragt er sich, und die Antwort lautet: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!“

b. 1771 „Der Wanderer“; 1774 „Künstlers Morgenlied“.
Goethes „Morgengebet“ ist Homer. Antike Trümmer ziehen ihn an und locken ihn zu sinnender Betrachtung einfacher Natur. Wir sehen den Dichter bereits in der Richtung auf das Kunstideal, das er später fand.

c. 1771 „Mit einem gemalten Band“, „Bundeslied“; 1773 „Das Veilchen“; 1774 „Christel“, „König in Thule“, „Lilis Park“; 1774 „Blindekuh“, „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“.
Wir sehen Goethe in den Angelegenheiten seines Herzens, bald von glühender Leidenschaft erfaßt, bald in reiner, hingebender Seelenliebe. Ein Freundeskreis umgibt ihn, mit dem er in einen Bund tritt; heitre Spiele würzen die Geselligkeit.

2. Die Zeit vor der italienischen Reise.

a. 1776 „Wanderers Nachtlied“; 1777 „Harzreise im Winter“; 1779 „Der Fischer“; 1790 (?) „Das Göttliche“; 1782 „Erlkönig“.
Der Dichter hat Sehnsucht nach Ruhe in Gott. Er findet seine Stellung zu ihm in der Erfüllung der Pflichten gegen seine Mitmenschen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Lebendige Naturempfindung verraten die einschlägigen Gedichte.

b. 1782 (?) „Die Nektartropfen“; 1785 ff. Mignons Lieder.
Die Sehnsucht nach Italien erwacht; die Kunst erscheint ihm als das höchste Glück.

c. 1778 und 1786 „An den Mond“.
Die tiefe Empfindung für Freundschaft äußert sich in den herrlichen Worten:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

3. Die Zeit nach der italienischen Reise.

a. 1784 „Zueignung“; 1795 „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“; 1797 „Der Gott und die Bajadere“; 1801 „Frühzeitiger Frühling“; 1804 „Die Weltseele“.

Die Wahrheit ist gefunden. Aus ihrer Hand empfängt der Dichter der Dichtung Schleier. Er erkennt sich und stiftet seinen Frieden mit der Welt. Olympische Ruhe der Betrachtung ist bei ihm eingekehrt. Sie zeigt sich in herrlicher Widerspiegelung der Natur; das Göttliche tritt ihm in der Natur oder in antiker Vermenschlichung entgegen.

b. 1794 „Der Sänger"; 1799 „Der Musensohn".
Das gefundene Kunstideal erfüllt den begeisterten Dichter ganz und ist für ihn der reichste Lohn.

c. 1802 „Tischlied"; 1813 „Offene Tafel"; „Gefunden".
Der Dichter findet nach vielen Herzenstäuschungen ein stilles, heimliches Glück. Ein ruhiges Gefühl der Freundschaft läßt ihn Gäste in seinem gastlichen Hause willkommen heißen.

C.

(Rückblick.) Man müßte jedes Gedicht durchgehen, um erschöpfend zu zeigen, daß alle Goetheschen Gedichte Bruchstücke einer großen Konfession sind; indem wir aber eine Auslese derselben mit den verschiedenen Seiten des innern und äußern Lebens in Verbindung gebracht und das Bekenntnis des Dichters darin nachgewiesen haben, dürfte zur Genüge gezeigt sein, inwiefern man in ihnen erkennen kann, daß sie Bruchstücke einer großen Konfession sind.

[Schultz I, S. 77; vgl. Klaucke, S. 341.]

Goethes lyrische Dichtungen — Gelegenheitsgedichte.

A.

Merck sagte von Goethe, daß es seine Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. In der Tat gestaltete er nur wirklich Erlebtes, das, was ihn innerlich bewegt hatte.

B.

Goethes Dichtungen — „Gelegenheitsgedichte".

Die Periode der Naturpoesie.

1. An den Leipziger Aufenthalt knüpfen sich u. a. die Oden „An meinen Freund Behrisch" und das Leipziger Liederbüchlein. „Die Laune des Verliebten" behandelt Goethes Liebesverhältnis zu Käthchen Schönkopf.

2. Der Straßburger Aufenthalt: Das Sesenheimer Liederbüchlein, hervorgegangen aus Goethes Liebesverhältnis zu Friederike Brion. „Der Wanderer", anknüpfend an die Reise Goethes von Saarbrücken über Niederbronn nach Straßburg.
3. Der Wetzlarer Aufenthalt gibt durch Goethes Liebe zu Charlotte Buff dem Gedicht „Der Wanderer" die letzte Feile.
4. Die ersten Jahre in Weimar: „Die Seefahrt" behandelt in Form der Allegorie die Besorgnisse, die Goethe damals hatte. „Ilmenau" schildert das weimarische Genieleben, die Beziehungen zu Karl August wie die amtliche Tätigkeit Goethes.

II. Die Periode der klassischen Kunstpoesie.

1. In der „Zueignung" ist der Bruch mit der Naturpoesie ausgesprochen.
2. „Amor als Landschaftsmaler" knüpft an Goethes Liebe zu Maddalena Riggi an.
3. Die römischen Elegien schildern die Eindrücke, die Goethe in Rom empfangen hatte, und verweben darin seine Beziehungen zu Christiane Vulpius, seiner spätern Gattin.
4. Die venetianischen Epigramme behandeln die zweite italienische Reise.
5. „Euphrosyne" ist dem Andenken der talentvollen Schauspielerin Christiane Amalie Luise Becker, geb. Neumann, gewidmet.
6. Der „Epilog zu Schillers Glocke" feiert den entschlafnen Freund.

C.

Mit Recht sagt Goethe daher von seinen Dichtungen:

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt, und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß."

(Nach Kiy. I, S. 82.)

Goethes Sturm- und Drangzeit.

(Nach einigen seiner Gedichte.)

A.

Erklärung des Begriffes „Sturm und Drang".

Klopstock hatte zuerst wieder geniale Begabung als Erfordernis wahrer Dichternatur hingestellt, Lessing hatte rücksichtslos mit alten ästhetischen Vorurteilen aufgeräumt; aus Frankreich waren die Ideen von der individuellen Freiheit und der Rückkehr zur Natur importiert und in Deutsch-

land besonders durch J. J. Rousseaus Schriften verbreitet, und Friedrich der Große hatte durch seine Taten das deutsche Nationalgefühl wieder erweckt: das alles bewirkte in einer Schar junger Feuergeister eine innere Gärung, die alles Hergebrachte und Überlieferte zu verwerfen und eine ganz neue, auf Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beruhende Kultur zu begründen strebte. „Originalität" und „Genialität" wurden die Losungsworte dieser „Originalgenies" und einer Zeit, die nach einem Drama Maximilian Klingers („Sturm und Drang", 1776) die Sturm- und Drangperiode genannt wurde. Von dem hauptsächlichsten Vertreter Reinhold Lenz (geb. 1750 in Livland, gestorben 1792 zu Moskau in Wahnsinn und tiefstem Elend) stammen die bezeichnenden Verse:

„Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
Hoffen, Zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne das wär's Quark." —

das beredteste Zeugnis für das damalige leidenschaftliche Wesen, einerseits zügellosen Tatendurst (Götz), anderseits krankhafte Empfindsamkeit (Werther). —

Auch Goethe zollte dieser Bewegung seinen Tribut — abgesehen von den Dramen — auch in den Gedichten jener Periode.

B.

Goethe als „Stürmer und Dränger" in seiner Gedankenlyrik.

I. Bezüglich der Form.

1. Meist keine strophische Gliederung, sondern freie Rhythmen; keine Reime, sondern reimlose Verse. Vgl. „Der Wanderer", „Prometheus", „Mahomets Gesang", „Seefahrt", „Gesang der Geister über den Wassern", „Meine Göttin".
2. Neue Wortbildungen.
   Schlangenwandelnd, silberprangend, siegdurchglüht, sonnenbeglänzt,; Feuerflüge, Blumenfüße usw.
3. Freie Konstruktionen.
   Seine Sehnenden = die sich nach ihm Sehnenden.
   „Dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose."
   Rettungsdank glühen usw.

II. Bezüglich des Inhaltes.

1. Auftreten willensstarker Naturen.
   Prometheus trotzt dem Allvater Zeus, um sich auf eigene Kraft zu stellen; Mahomet soll darstellen „alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag".
2. Rückkehr zur Natur.
   Eins werden mit der Natur und dadurch eins mit Gott, diese Sehnsucht zieht sich durch Goethes ganze Dichtung, der ersten

siebziger Jahre. Vgl. „Wanderers Sturmlied", „Ganymed"; dazu: „Der Wanderer", „Künstlers Abendlied" u. a. m.

C.

Später verurteilt zwar Goethe die Anschauungen der „Sturm- und Drangzeit" (vgl. „Zueignung", „Natur und Kunst", „Ilmenau"); dennoch war dieselbe für ihn eine gute Schule: aus dem gärenden Most ist edler Wein geworden.

[Mit Benutzung von Cholevius-Weise III, S. 68.]

Welche Rolle spielt das Wasser in Goethes Gedichten der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts?

A.

Das Wasser übt einen eignen Reiz auf unser Gemüt und unsre Phantasie aus; seine scheinbare Stofflosigkeit versenkt uns in Träumereien und regt zu wunderbaren Gedanken an; seine Sprache wirkt bald beruhigend, bald aufregend, je nachdem ein leiser Regen still niedersäuselt oder das Meer vom Sturme wild aufgepeitscht wird. So hat natürlich das Wasser auch in der Poesie von jeher eine bedeutsame Stelle eingenommen; und besonders der junge Goethe verwendet es gerne in der Sturm- und Drangzeit seiner Genieperiode.*)

B.

I. Das Wasser als Abbild des Menschenlebens.
   1. „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser." — „Gesang der Geister über den Wassern" (1779).
   2. Der Strom — das Lebensbild eines großen Mannes. — „Mahomets Gesang" (1774). —

II. Das Wasser in seiner Wirkung auf den Menschen.
   1. Die gefährliche Naturgewalt des lockenden Wassers.
      a. „Der Fischer" (1778).

         Goethe warnte Frau von Stein, deren melancholische Stimmungen er kannte, zum (Ilm-) Flusse (in welchem sich Christel von Laßberg aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte) hinunter zu gehen; denn „diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

---

*) Auch in späteren Dichtungen — den Venetianischen Epigrammen, „Meeresstille", „Glückliche Fahrt" — wird es von Goethe verwendet.

b. „An den Mond“ (1778).

Dem verderblichen Naturzauber des Wassers, in dessen Fluten ein trügerisches Mondbild glitzert, stellt sich das heilende des wahren Himmelsgestirnes gegenüber, das sein Licht über Busch und Tal ergießt.

2. Der erhebende, befreiende Reiz des Wassers.

„Auf dem See“ (1775).

Des Dichters Lebensnahrung war ins Stocken geraten; auf dem (Züricher) See saugt er frische Nahrung, neues Blut; die seelische Gebundenheit wird gelöst beim Blick auf das weite, still bewegte Wasser, „auf dessen Welle tausend schwebende Sterne blinken“, und als sich in der geschützten Bucht die Wellen glätten zum klaren Spiegel, erblickt der Dichter in diesem das hoffnungsreichste Bild, die sich bespiegelnde reifende Frucht: eine tiefe Symbolik, die in das flüchtige Liedchen verwebt ist.

C.

In andern Gedichten jener Zeit, in denen das Wasser noch in Betracht kommt — „König in Thule“, „Der Wanderer“ —, spielt es eine mehr nebensächliche Rolle. Goethe liebte das Wasser sehr; zu seinen angenehmsten Erholungen gehörte ein erfrischendes Bad in der Ilm.

[Vgl. Cholevius-Weise, III, S. 70; vgl. den geistvollen Aufsatz von Biese, „Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie“, a. a. O. I, S. 230.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Welche Charakterzüge Goethes treten in seiner Gedankenlyrik hervor?
2. Mit welchem Rechte kann man Goethes Gedankenlyrik (lyrische Gedichte) „Bruchteile einer großen Konfession“ nennen?
3. Seelenleben im Spiegel von Naturvorgängen, zu zeigen an mehreren lyrischen Gedichten Goethes (und Geibels).
4. Inwiefern klingt uns durch die gelesenen Gedichte Goethes der Mahnruf entgegen: *ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί?*
5. Inwiefern konnte Goethe mit Recht von seinen Dichtungen sagen:

   „Was ich irrte, was ich strebte,
   Was ich litt und was ich lebte,
   Sind hier Blumen nur im Strauß.“

6. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
   Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“
   — Geheimnisse. —

   Im Anschlusse an Goethes Gedankenlyrik.
7. Goethes Wort „Größeres sahest du nichts, und wirst nichts Größeres sehen“ — eine Charakteristik seiner eignen Lyrik.

8. Der innere Zusammenhang zwischen den Oden aus den Jahren 1772—1782.
9. Sturm und Drang in Goethes Lyrik von 1772—1782.
10. Das Verhältnis Goethes zum Herzog Karl August. Nach den Gedichten der Jahre 1776—1784.
11. Dichtkunst und Dichter. Nach Goethes Gedichten.
12. Was versteht Goethe unter Gelegenheitspoesie? Erläutert an einer Gruppe von Wander- und Reisegedichten.
13. Strom- und Seefahrt, ein Bild des menschlichen Lebens in Goethes Jugendgedichten.
14. Goethes allegorische Oden, ihre Form und ihre Art.
15. Welchen Eindruck macht eine aufmerksame Betrachtung der Natur auf unser Gemüt? Mit Berücksichtigung einiger Gedichte Goethes.
16. Goethes Lyrik und ihr Verhältnis zur Natur.
17. Das Wasser in Goethes Lyrik. (Vgl. *Biese, I, S. 230.)
18. Goethes Landschaftsmalerei in seiner Gedankenlyrik.

---

19. Welche Wandlungen der Stimmung spiegeln sich in den Gedichten „Der Wanderer", „Wanderers Sturmlied", „Wanderers Nachtlied"?
20. Welche Beziehungen auf des Dichters Leben enthalten die Gedichte „Seefahrt" und „Ilmenau"?
21. Wie bringt Goethe den Gedanken der Vergänglichkeit in den Gedichten „Dauer im Wechsel" und „Der Wanderer" zum Ausdruck, und wie weiß er darüber zu trösten?
22. Über die Gedichte („Wanderer") „Adler und Taube" und „Seefahrt".
23. „Prometheus" und „Grenzen der Menschheit".
24. Das Genie als Thema der Gedichte „Mahomets Gesang", „Adler und Taube", „Prometheus", „Dauer im Wechsel".
25. „Ganymed" und „Prometheus", zwei Gegensätze.
26. Die Konzeption des „Ganymed" verglichen mit der des Gedichtes „An Schwager Kronos".
27. Über den Gegensatz der religiösen Anschauungen in den Oden „Prometheus", „Ganymed", „Grenzen der Menschheit" und „Das Göttliche".
28. Goethes religiöser Entwicklungsgang (Gesinnung) auf Grund der gleichen Oden.
29. Wie ist in diesen Oden das Verhältnis des Menschen zur Gottheit dargestellt?
30. Warum hat Goethe diese vier Gedichte in dieser Reihenfolge geordnet?
31. Goethes Glaubensbekenntnis in den Oden „Ganymed", „Grenzen der Menschheit", „Das Göttliche".

32. Welche Anschauungen von der Gottheit geben sich in den beiden Oden „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“ kund?
33. Welche Aufgabe für sein Streben wird dem Menschen in den beiden Gedichten „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“ zugewiesen?
34. Worin liegt nach Goethe das Göttliche der Menschennatur und ihre Beschränktheit? („Das Göttliche“ und „Grenzen der Menschheit“.)
35. Das Verhältnis des Menschen zu Gott in den Gedichten „Prometheus“, „Ganymed“ und „Mahomets Gesang“.
36. Inwiefern ergänzen sich die beiden Gedichte „Das Göttliche“ und „Meine Göttin“?
37. Kann das Gedicht „Grenzen der Menschheit“ eine Palinodie zu „Prometheus“ und „Ganymed“ genannt werden?
38. Das Bewußtsein von den „Grenzen der Menschheit“ im Gegensatze zu der trotzigen Selbstüberhebung des „Prometheus“.
39. Welche religiöse Stimmung läßt sich in den Gedichten „Prometheus“ und „Grenzen der Menschheit“ erkennen?
40. Welche verschiedenen Auffassungen des Menschtums zeigt Goethe in den Gedichten „Prometheus“ und „Grenzen der Menschheit“, und wie versöhnt er diesen Gegensatz wieder in dem Gedichte „Das Göttliche?“
41. Lebensfahrt und Lebenswanderung nach den Gedichten „An Schwager Kronos“ und „Wanderers Sturmlied“.
42. Welche Aufgabe für sein Streben wird dem Menschen in den beiden Gedichten „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“ zugewiesen?
43. Die Aufgabe des Menschen nach den Gedichten „Seefahrt“, „Gesang der Geister über den Wassern“, „Grenzen der Menschheit“, „Das Göttliche“.
44. Worin stimmen „Ilmenau“ und „Zueignung“ (und „Euphrosyne“) überein?
45. Welche Lebensansichten äußert Goethe in den Gedichten „An Schwager Kronos“, „Harzreise im Winter“, „Gesang der Geister über den Wassern“ und „Ilmenau“?
46. Welche Beziehungen bestehen zwischen „Zueignung“ und „Epilog“?
47. Was lehren uns die Gedichte „Ilmenau“ und „Zueignung“ über die Wandlung, die sich in Goethes Anschauungen kurz vor der italienischen Reise vollzogen hat?
48. Goethes „Künstlers Erdenwallen“ und „Künstlers Apotheose“ als Weiterbildung Hans Sachsens.
49. Das Allegorische in den Gedichten „Gesang der Geister über den Wassern“, „Mahomets Gesang“ und „Seefahrt“.
50. Vergleich zwischen „Hans Sachsens poetischer Sendung“ und „Zueignung“.

51. Vergleich zwischen den Gedichten „Gesang der Geister über den Wassern“, „Mahomets Gesang“, „Mächtiges Überraschen“.
52. Worin findet Goethe sein Glück nach den Gedichten „Zueignung“, „Trost in Tränen“, „Jägers Abendlied“, „Wanderers Nachtlied“, „Ein Gleiches“?

---

53. Goethes „Zueignung“ und Schillers „Spaziergang“.
54. Goethes „Wanderer“ und Schillers „Die Götter Griechenlands“.
55. Goethes „Adler und Taube“ und Schillers „Pegasus im Joche“.
56. Goethes „Adler und Taube“ und Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ sollen im Hinblick auf den gemeinsamen Grundgedanken verglichen werden.
57. Goethes „Dauer im Wechsel“ und Schillers „Die vier Weltalter“.
58. Goethes Gedicht „Das Göttliche“ und Rückerts Spruch „Gott ist groß, und der Mensch ist klein; wie kann der Mensch ein Bild Gottes sein?“.
59. Goethes „Grenzen der Menschheit“ und Herders (Campanella) „Macht des Menschen“.
60. Goethes „Mahomets Gesang“, Reinicks „Der Strom“ und Hölderlins „Der gefesselte Strom“.
61. Goethes „Gesang der Geister“, Hebels „Die Wiese“, Reinicks „Der Strom“, Hölderlins „Der gefesselte Strom“, Vergleichung und Würdigung.
62. Goethes „An den Mond“ verglichen mit Klopstocks Ode „Sommernacht“.

---

63. Goethe und Horaz. (*Biese, II, S. 105.)
64. Das Wehmütige in Goethes Gedicht „Dauer im Wechsel“ verglichen mit der Herbststimmung bei Horaz Carm. 4, 7: „Ringsum taute der Schnee“. (Diffugere nives etc.) (In beiden Gedichten werden Natur und Menschenleben nebeneinander und nacheinander unterschieden.)

nisse sind so wenig Bildung, wie Bausteine Gebäude sind. Die Persönlichkeit entsteht durch Heranziehung und Entwicklung aller geistigen Kräfte, nicht zuletzt der Denkfähigkeit und der Denkfreudigkeit.

Zweitens **der Weg.** Die Gleichgültigkeit der Gebildeten in religiösen Dingen bildet heute eine weitverbreitete Klage. Dürfte sie nicht verstummen, wenn wirkliches Interesse an der Religion und wirkliches Verständnis für diese während der Schulzeit geweckt wird? Man lehre den Schüler selber arbeiten, man versetze ihn in Selbsttätigkeit! Wird nach Rezeption und Reproduktion eines Stoffabschnittes seitens des Schülers eine Aufgabe gestellt, die die Klasse veranlaßt, das Erlernte in einer von der voraufgegangenen abweichenden Reihenfolge vorzutragen, zu übersehen, zu ordnen, zu beurteilen, zu verknüpfen mit andern Stoffen und das dann selbständig darzustellen, so wird das angeeignete Wissen nicht bloß befestigt, sondern zu einem selbst erworbenen innerlichen Besitz, über den der Schüler frei nach den verschiedensten Richtungen zu verfügen imstande ist. Der Schüler wird auf den Zusammenhang der Dinge gewiesen, er lernt nach Gründen, Folgen, Zwecken fragen, er sieht ein, weshalb er diese und jene Einzelheit gelernt hat, er begreift, warum eine deutliche Vorstellung und eine starke und wirkliche Empfindung für das Verständnis notwendig ist, und wird zum Nachdenken angehalten. Aber nicht bloß das. Solch' eigene Arbeit, solch' vielseitige Übung, solch' Suchen und Finden in Gemeinschaft mit den Kameraden, von denen jeder sein Bestes herzubringt, belebt die Seele, weckt Lust und Freudigkeit, die auf die Sache übergeht. Während erfahrungsmäßig die berichtende Tätigkeit leicht abstumpft, regt die betrachtende die Aufmerksamkeit aller und zumal der begabteren Schüler innere Anteilnahme nachhaltig an.

Da ferner die Erfahrung lehrt, daß das am praktischsten wirkt, was im reichsten Assoziationszusammenhang steht, erscheint es wünschenswert, den Religionsunterricht in enge Beziehung zu setzen mit den übrigen Unterrichtsfächern. Wird der Religionsunterricht in der Schule geflissentlich isoliert, kein Wunder, wenn die Religion im Leben auch isoliert und in ein Sonntagschristentum veräußerlicht wird. Anderseits dient die Verknüpfung der Konzentration des gesamten Unterrichts der Schule.

Drittens **die Verwertung** der Aufgaben. Aus dem, was über den Unterrichtsweg ausgeführt worden ist, ergibt sich, daß es sich bei den Aufgaben um die didaktische Stufe der Anwendung handelt. Sie treten auf, nachdem ein Stoffabschnitt, eine Unterrichtseinheit vom Lehrer dargeboten und erklärt worden ist. Wenn der Schüler das Durchgenommene in der nächsten Stunde wiedergeben soll und diese Wiederholung in derselben Weise erfolgt, wie der Lehrer es gemacht hat, so wird lediglich das Gedächtnis geübt und das Wissen geprüft. Erhält dagegen der Schüler die Aufgabe, den Stoff von einem andern Gesichtspunkt aus anzugreifen, so wird er genötigt, zugleich zu denken, also selbsttätig etwas hinzuzufügen. Das ist ein Mittel der Verwertung.

Andre Mittel sind Besprechungen und Verarbeitungen einzelner Aufgaben, nachdem eine kleinere oder größere Stoffmasse zur Erledigung gelangt oder ein größeres Pensum zum Wiederholen aufgegeben worden ist, wie solches der Deutsch-Lehrer tut, wenn z. B. irgendein Teil eines Dramas oder ein ganzes Drama gelesen ist. Es ist durchaus gut und ausreichend, wenn solche Besprechung unter Leitung des Lehrers in der Klasse und mündlich erfolgt. Es ist jedoch auch sehr wohl möglich und wertvoll, daß ein religiöses Thema dem Schüler zur selbständigen Verarbeitung zu Hause als schriftlicher Aufsatz gestellt wird, da es sich hierbei weder um ein Dartun bloßen Wissens noch um ein rein subjektives Bekenntnis der religiösen Überzeugung handelt. Um das zu zeigen, und weil die häuslichen Aufsätze nun einmal das klassische Beispiel für die Stoffverarbeitung und Selbstbetätigung seitens des Schülers sind, habe ich die Aufgaben wie Aufsätze behandelt und mit Einleitungen und Schlüssen versehen. Im Falle der mündlichen Besprechung mögen diese ruhig fortbleiben. Wer Religion und Deutsch in derselben Klasse unterrichtet, wird gern auch ein religiöses Aufsatzthema stellen. Ich persönlich pflege in solchen Fällen aus Rücksicht auf katholische oder jüdische Schüler sowie aus dem Motive, völlige Freiheit auch den evangelischen Schülern zu lassen, zwei oder drei Themen zur Wahl zu stellen, und ich habe damit die besten Erfahrungen gemacht.

Zu II. Die Aufgaben wollen die Wirkung des Religionsunterrichtes auf das Gemüt durchaus nicht verkümmern, sie bieten sich vielmehr dar als ein Mittel zu diesem Zwecke; durch den Intellekt wollen sie Gefühl und Willen (Gesinnung) beeinflussen und so lebendige christliche Persönlichkeiten bilden. Sie setzen ferner die genaue Darbietung und Einzelerläuterung des jeweiligen Stoffes voraus und sind keine Gaben, die der Lehrer dem Schüler direkt reicht, sondern eben Aufgaben, die unter Leitung des Lehrers, beziehungsweise unter Angabe von Richtlinien oder Gesichtspunkten seitens des Lehrers vom Schüler gelöst, erarbeitet werden sollen.

Zu III. Der von mir gewählte Titel „Aufgaben“ ist umfassender als Aufsätze. Abgesehen davon, daß eine Menge Themen sich in unverhältnismäßig kürzerer Frist als durch eine etwa fünfstündige Niederschrift erledigen läßt, liegt mir die mündliche Lösung viel mehr am Herzen als die schriftliche, also, um eine ganz bestimmte Parallele zu ziehen, die Behandlung der Aufgaben analog der Behandlung der mathematischen Aufgaben (Exempel zum Kopfrechnen oder geometrischer Konstruktionsaufgaben), wobei die Wandtafel zur Aufnahme der Disposition komplizierterer Aufgaben dienen mag.

Wie ich meine Aufgaben vornehmlich behandelt wissen möchte, das habe ich in den Lehrproben und Lehrgängen 1908 (Heft I S. 46—58) gezeigt. Ich habe dort das Thema „Luthers Stellung zur Heiligen Schrift“, genau so wie ich es im Unterricht durchgenommen habe, als ausgeführtes Beispiel drucken lassen. Die Lehrprobe dürfte

u. a. auch das ersichtlich machen, daß die Disposition, die im vorliegenden Falle in meinem letzten, 5. Aufgabenbändchen wiedererscheinen wird, sowie die Schülerdarstellung jedesmal das Ende der Behandlung, das Resultat der Entwicklung bildet.

Aus den Kritiken

Zu I.

Badische Pfarrvereins-Blätter. Etwas ganz Originelles, meines Wissens ein Unikum, bringt der hochangesehene Verlag von Ed. Wartig, Leipzig, ... ein Unternehmen, welches das höchste Interesse jedes Theologen herausfordert ... Wer dieses Werk durchsieht, wird mir zugeben, daß wir im rel. Unterrichtswesen einer neuen Zeit entgegengehen. Mag man den Standpunkt des Verfassers billigen oder nicht, jeder muß sich darüber freuen, daß man nun endlich daran geht, auch im Religionsunterricht Aufgaben zu stellen, damit der Schüler nicht mehr bloß rezeptiv, sondern produktiv mitzuarbeiten veranlaßt wird. Jeder Pädagog sagt uns ja, daß der Schüler nur das wirklich besitzt, was er anzuwenden gelernt hat.

Frauenbildung. Mit Recht hätte sich die Sammlung auch „Religion als Bildungsfach im Gesamtorganismus der Schule" nennen können. Die ausgeführten Dispositionen können als Musterbeispiele für klare und übersichtliche Gliederung eines reichen Stoffes gelten ... wirklich dankenswerte, fleißige und von großer Belesenheit zeugende Arbeit. Jeder Religionslehrer der oberen Klassen an höheren Schulen und Seminaren wird die beiden Bändchen als eine Quelle der Anregung mit Freude begrüßen.

Pädagogischer Führer, Annaberg. Eine treffliche Sammlung ... Nötiger oder doch sehr wünschenswerter Bestandteil der Lehrerbibliothek.

Preußische Lehrerzeitung. Einen tüchtigen Lehrer setzen die Aufgaben allerdings voraus. Wir nennen nur (II, 103): „Welche faktische Antwort gibt der duldende Erlöser auf die Pilatusfrage: So bist du dennoch ein König?" Meisterhaft wird sie auf 4½ Seiten beantwortet. Es leuchtet ein, daß auch den Kollegen an Volksschulen aus solcher Stoffdurchdringung für ihre Präparationen großer Vorteil erwachsen kann.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen. Es handelt sich hier um den gewiß beachtenswerten Versuch, dem Rel.-Unt. auf der oberen Stufe dadurch mehr Bedeutung zu geben und ihm ein höheres Interesse bei den Schülern zu verschaffen, daß der deutsche Unterricht ihn bei der Stellung der Themen zu den Aufsätzen verwertet, wie es auch Münch in seinen „Vermischten Aufsätzen über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst" S. 262 ff im Auge hat. Reichlich die Hälfte der Themen sind ausgeführt.

Zeitschrift f. d. evangangelischen Religionsunterricht. Eine ungewöhnliche Erscheinung auf dem Gebiete des Rel.-Unt.! Die Idee ist durchaus glücklich und ansprechend ... Das Ganze ist eine erfreuliche Erscheinung, von der hoffentlich auch guter Gebrauch gemacht wird.

Glauben und Wissen. Bei den begründeten und unbegründeten Angriffen auf den heutigen R. U. ist ein Buch lebhaft zu begrüßen, das letzterem neue Bahnen eröffnen will. Dies darf man von dem vorliegenden sagen ... Die Gestalten des A. T. treten so in helles, anziehendes Licht. Dabei spürt man überall das Vertrautsein des Verf. mit modernen Fragestellungen. Und gerade das macht das Buch sehr wertvoll und erhebt es über viele andere. Aber immer ist sein Urteil vorsichtig, so daß das Ganze aufbauend und nicht niederreißend wirkt, so z. B. in der Behandlung der Schöpfungsgeschichte, der Wunder, der Probleme des Lebens Jesu. Ohne Zweifel hat der tüchtige Schulmann, der auch die Methode gründlich beherrscht, seinen Kollegen und auch den katechisierenden Pfarrern mit diesem Buch einen großen Dienst geleistet. Wird der R.-U. so ernst ge-

nommen, wie das Werk es bezweckt, so ist für seine Zukunft nichts zu fürchten. Wir empfehlen nach alledem das Buch auf das lebhafteste: es muß eine Lust sein, nach diesem Buch zu unterrichten.

Zu II.

Zwickauer Zeitung. . . . . Er berücksichtigt überall die neuesten Forschungen. Überall weist P. auf Parallelerscheinungen hin, so bei dem Turmbau zu Babel auf die Titanenkämpfe in der griechischen Mythologie, bei Mose auf Hammurabi, bei Simson auf Herkules usw. Wie das A.-T., so ist auch das Leben Jesu sehr sorgfältig durchgearbeitet. Von genanntem Werke stehen noch 2 Bändchen in Aussicht. Mögen sie bald erscheinen, und mag es Verf. gelingen, sie ebenso anregend zu gestalten wie die beiden ersten.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen: . . . ich weise wieder empfehlend auf die Sammlung hin, die manchem Lehrer willkommenes Material zu Wiederholungen bieten wird und auch sonst vielfach brauchbar ist.

Zu III.

Max Koch, Direktor des Leibniz Gymnasiums Berlin: Ich habe von dem interessanten Buche eingehend Kenntnis genommen. Sicherlich hat P. ein äußerst wertvolles Material zusammengebracht, das jedem Religionslehrer sehr willkommen sein wird.

Exzellenz Adolf von Harnack, Wirkl. Geh. O.R.R., Prof. der Theol. Dr. Dr. D. Berlin: Von den Aufgaben habe ich mit Interesse Kenntnis genommen; sie scheinen mir sachgemäß und wirklich fördernd.

Dr. Ed. Wellmann, Geh. R.R., Direktor des Königstädtischen Gymnasiums Berlin: Dies Erzeugnis fleißiger Arbeit und ernsten Nachdenkens werde ich bei geeigneter Gelegenheit gern empfehlen.

Dr. G. Schleich, Geh. R.R., Direktor des Friedrichs Realgymnasiums. Berlin: Ich sehe in dem Buche eine hervorragende Leistung nicht nur methodischen Geschickes, sondern auch gedankenreicher Auslegung der hl. Schrift und werde es gewiß oft zu persönlichem Gebrauche heranziehen, auch nicht versäumen, meine Religionslehrer darauf aufmerksam zu machen.

Blätter für höheres Schulwesen: Bekannt sind die im Wartig'schen Verlage erschienenen Aufgaben aus klassischen Dramen. Ihnen schließen sich Pachaly's Hefte ihrer ganzen Anlage nach an. Und man darf wohl behaupten, daß Pachaly's Arbeit dem älteren bewährten Werke als durchaus ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Eine große Reihe fast immer gut gewählter Aufgaben . . . sehr geschickt gruppierte Disposition . . . zu dieser wünschenswerten, ja notwendigen Arbeit können Pachaly's Aufgaben dem Lehrer eine recht wertvolle Anregung und Anleitung geben. Die meisten behandelten Aufgaben zeichnen sich durch Reichhaltigkeit des zusammengetragenen Stoffes und durch musterhafte Anordnung aus . . . P. steht der Kritik grundsätzlich vorurteilsfrei gegenüber . . . Verständig benutzt, können Pachaly's Aufgaben zur Belebung und Befruchtung des R.-U. viel beitragen. Es ist zu wünschen, daß dem Verf. seine dankenswerte Arbeit durch reichlichen Gebrauch gelohnt werde.

Preußische Lehrerzeitung: Gerade dieser Teil . . . dürfte für uns das größte Interesse haben, enthält er doch den für uns wichtigsten Unterrichtsstoff, die Lehre Jesu, zwar nicht in einer für uns brauchbaren Schulform, denn das Buch ist für höhere Schulen zugeschnitten, wohl aber in solch tiefer Durchdringung, daß jeder Religionslehrer sie zu eigner Belehrung und Erbauung an der Hand dieses Führers sich klarmachen sollte.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen: Als Form ist die ausgeführte Disposition gewählt, ähnlich wie ein Lehrer sich die Disposition einer Lehrstunde oder eines Themas, das ihm gestellt ist, zurechtlegen muß. Knapp, klar, gründlich und anschaulich sind die Aufgaben gelöst . . . Darf man dem Verf. zuerkennen, daß er hier eine praktische, auf Unterrichtserfahrung beruhende Anweisung gibt . . . er beleuchtet ungezwungen und

geschickt an der Hand der Worte und Gedanken Jesu manche Züge aus der Kirchengeschichte sowie grundlegende Begriffe der Glaubens- und Sittenlehre und sucht durch liebevolle Vertiefung in die Gedanken Jesu für Probleme des menschlichen Herzens in dem beirrenden Getriebe der Welt Antwort und Richtschnur ... die Religionslehrer werden ... nicht bloß neue Anregung für die Behandlung, sondern auch eine willkommene Hilfe bei der Vorbereitung zum Unterricht in ihm finden; besonders hinweisen möchte ich den Lehrer der Prima auf die Benutzung des Buches in der Glaubens- und Sittenlehre. Daß hierbei auf Bergpredigt und Gleichnisse sehr eingehend zurückgegriffen werden muß, bedarf keiner Begründung. Dies aber in anregender, Herz und Geist erfassender Weise zu tun, dazu dürften die Aufgaben des Buches geeignet sein.

Blätter für die Fortbildung der Lehrer: .... In der wichtigen Erkenntnis von der hohen Bedeutung der didaktischen Stufe der Anwendung hat Verf. in seinem dreibändigen Werk eine überaus reichhaltige Sammlung von Aufgaben dargeboten ... Ich bin mit Pachaly der Meinung, daß das der einzige Weg ist, den Stoff selbständig zu verarbeiten, jede andere Form der Wiederholung führt nicht weiter als zu angelerntem Wissen, niemals zu wirklicher Durchdringung des Stoffes und noch weniger zur Bildung eines religiösen Charakters. Ich halte den von Pachaly gewiesenen Weg aber auch für den einzigen, der mit Sicherheit von denen zu beschreiten ist, die zu Prüfungszwecken sich in irgend ein Gebiet weiter vertiefen wollen; hier können sie sehen, wie man arbeiten muß, um nachher in der Prüfung nicht den Vorwurf hören zu müssen: „auswendig gelerntes Zeug!"

Pädagogische Jahresschau: Eine eigenartige, interessante Arbeit ... Die Art und Weise, in der der Verf. in den gestellten Fragen den Kern der Sache herausstellt, kirchengeschichtliche Erscheinungen und Anliegen oder Probleme der Gegenwart mit der Bibellektüre verbindet und so zur Denkfreudigkeit erzieht, ist geradezu vorbildlich nicht nur für die höheren Schulen, sondern auch für die Volksschule. Bei solchem Unterricht vermag die böse Langeweile nicht aufzukommen.

Zu IV.

Pädagogischer Jahresbericht: ...... in dieser Beziehung zeichnen sich die Bändchen durch Reichhaltigkeit aus. Verf. hat bei der Behandlung zunächst höhere Schulen im Auge. Die Aufgaben geben aber auch dem Lehrer der Volksschule wie dem Geistlichen für die Unterredung mit Konfirmierten mancherlei Anregung ... Daß diese Bücher auch zur Vorbereitung auf besondere Prüfungen gute Dienste leisten, ist aus den angeführten Proben leicht ersichtlich.

Pädagogische Zeitung, Hauptorgan des Deutschen Lehrervereins Seite 739: Die Herrschaft über das Ganze ist hier wie nur irgendwo das Mittel zur Beherrschung der Teile. Der Weg, der am schnellsten dahin führt, ist der beste. Es fehlt gottlob nicht an Büchern, in denen dieser Weg von tüchtigen Gelehrten gebahnt ist ... Wir brauchen uns nur ihrer Führung anzuvertrauen ... Als sehr brauchbar erweist sich auch die Aufgabensammlung .. von Pachaly IV .. Mit diesem Rüstzeug gehe man getrost an die hochinteressante Unterrichtsaufgabe, den Kindern jene Zeiten, die Kindheitstage unserer Kirche, zu neuem Leben zu erwecken.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen: Verfasser ist ... seinem Plane treu geblieben, nicht bloß die Kenntnis des Inhalts seinen Schülern anzueignen, sondern durch die Stellung von Themen, die sich meistens an die wichtigsten geschichtlichen oder religiösen Momente anschließen, das Denken anzuregen, das Urteil zu fördern und hierdurch zur Bildung christlicher Persönlichkeiten beizutragen ... So ergänzen sich diese Briefe in der Behandlung der wichtigsten, dem Schüler nahezubringenden Fragen. Sachliche Bedenken sind mir

nicht aufgestoßen. Verf. stützt sich . . . auf die trefflichsten literarischen Hilfsmittel, unter denen auch Mommsen . . nicht fehlt . . . Die letzten Seiten enthalten ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher in den 4 Bändchen behandelten Aufgaben.

Aus dem Verzeichnis der Aufgaben

I. Bdchen. 1. Worin liegt der bleibende Wert des biblischen Schöpfungsberichtes? — 18. Welche Bedeutung hatte der Aufenthalt Israels in Ägypten? — 19. Mose und Hammurabi. — 23. Simson und Herakles. — 32. Welche Vorteile hatte das Südreich vor dem Nordreich voraus? — 45. In welchem Sinn kann man an der Hand Jesajas in dem heutigen Umsichgreifen der materialistischen Weltanschauung eine von Gott gewollte Zeiterscheinung erblicken? — 56. Die Idee des Jeremia vom allgemeinen Priestertum und die Stellung des Geistlichen innerhalb der Christenheit. — 70. Welche Stützen bieten die Propheten des A.-T. selbst für das Urteil, daß sie geredet haben, „getrieben von dem heiligen Geist"? — 75. Die Übereinstimmung zwischen Würdigkeit und Schicksal in der israelitischen Lebensanschauung. — 83. Welchen Einblick in Luthers Dichtungsart gewährt ein Vergleich seines Bußliedes mit dessen biblischer Quelle? — 95. Worauf gründet sich die Behauptung, daß die Psalmisten die Volksreligion des A. B. weitergebildet haben? —

II. Bdchen. 9. Welche Pflichtenlehre entnehmen wir aus der Verteidigung Jesu in der Versuchungsgeschichte für unser eigenes religiöses Leben? — 22. Welches Wertverhältnis von Wort und Wunder stellt Jesus auf? — 45. Jesus Christus im Urteile seiner Zeit. — 46. Aus welchen verschiedenen Motiven kamen die Menschen zu dem „Menschensohn"? — 67. Welche in dem Abendmahlsgemälde des Leonardo Da Vinci dargestellten Charaktereigenschaften der Zwölf sind bibelgemäß? — 76. Weshalb hat Judas seinen Meister verraten? — 100. Lichtblicke auf dem Todesgange Jesu Christi. — 105. Welche inhaltliche Verwandtschaft zeigen die 7 Kreuzesworte Jesu Christi? —

III. Bdchen. Apostelgeschichte: 25. Der Unterschied der Nächstenliebe im A. und N.-T. — 43. Geld und Gut in Jesu Augen. — 52. Wie reimt sich die Praxis des Staates, der Hinrichtungen vollzieht, die Ehe scheidet, den Eid verlangt und richterliche Urteile fällt, mit den bezüglichen Worten Jesu in der Bergpredigt? — 66. Die buddhistische und die christliche Weltverleugnung. — 73. Wie muß ich meine Denk- und Handlungsweise gestalten, um dem klugen Baumeister zu gleichen? — 85. Worauf beruhte der gewaltige Eindruck der Rede Christi? — 105. Die Datierung der drei Gleichnisse vom Feigenbaum, vom großen Abendmahl und von den bösen Weingärtnern im Leben Jesu nach ihrem Inhalt und das Selbstbewußtsein Jesu in den drei Gleichnissen. — 110. Das Gleiche und das Verschiedene in dem Gleichnispaar vom Senfkorn und Sauerteig. — 122. Welche Geschichte hat das Gottesreich auf Erden nach den Parabeln? — 123. Nach welchen Richtungen führt der Gedankengehalt des Gleichnisses vom königlichen Hochzeitsmahl den der Gleichnisse vom großen Abendmahl und von den bösen Weingärtnern weiter? — 137. Wie gewinne ich das „hochzeitliche Kleid"? — 154. Die Inkongruenz von Bild und Abbild innerhalb der Gleichnisse. — 159. Jesus als Dichter. — 187. Welches Gebet ist der Erhörung gewiß? Nach den Parabeln. — 210. Die Lehre Jesu vom Reiche Gottes. Nach den Parabeln. —

IV. Bdchen. 12. Inwiefern kann die Zukammenkunft des Petrus mit Cornelius ein Wendepunkt in seiner Glaubensüberzeugung genannt werden? — 27. Die Bekehrung des Kerkermeisters zu Philippi ein typisches Beispiel dafür, wie der seligmachende Glaube im Menschen entsteht? — 43. Wie hat sich das Gotteswort im Leben des Apostels Paulus bewahrheitet: „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen"? — 63. Paulus im

Seesturm. — 74. Die Frauen in der Apostelgeschichte. — 81. Die Sucht nach Beliebtheit in der Apostelgeschichte. —

Römerbrief: 8. Legt Paulus im Röm. dem persönlichen Erleben des Christen entscheidenden Wert bei? —

I. Korintherbrief: 16. Zeigen die korinthischen Gemeindezustände Merkmale vom antiken Griechentum? —

Galaterbrief: 11. Die Entschiedenheit ein hervorstechender Charakterzug in der Denk- und Handlungsweise des Paulus. —

Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.

Homer, Ilias. 2. Aufl. . . H. 18.
Odyssee. 3. Aufl. ..... H. 19.
Horaz, Gedichte. 2. Aufl. H. 20.
Kleist, Hermannsschlacht. 5. Aufl. .... H. 13.
Prinz Friedrich von Homburg. 5. Aufl. .. H. 13.
Klopstock Gedichte. 2.Aufl. T. 9.
Körner, Gedichte .... T. 11/2.
Zriny. 4. Aufl. .... H. 13.
Lessing, Emilia Galotti. 5. Aufl. .... H. 12.
Hamburg. Dramaturgie 1. Teil P. 4.
" " 2. Teil P. 5.
Laokoon. 1. Heft. 2. Aufl. P. 1/1.
" 2. Heft. 2. Aufl. P. 1/2.
Minna v. Barnhelm 8.Aufl. H. 7.
Nathan der Weise. 4.Aufl. H. 27.
Philotas. 5. Aufl. ..... H. 12.
Kleine Schriften ...... P. 6.
Nibelungenlied .... H. 30.
Rückert, Gedichte ...... T. 11/4.
Scheffel, Romane. 3. Aufl. H. 9.
Schenkendorf, Gedichte. T. 11/3.
Schiller, Die Braut von Messina. 6. Aufl. .... H. 8.
Abfall der Niederlande P. 2.
Demetrius. 4. Aufl. .... H. 33.
Don Karlos. 4. Aufl. .. H. 32.
Dreißigjähriger Krieg .. P. 2.
Fiesko. 4. Aufl. .... H. 16.
Gedichte: 2. bezw. 3. Aufl.
Abschied vom Leser ... T. 12/2.
Alpenjäger .... T. 2/3.
Bild zu Sais, das verschleierte .... T. 12/2.
Bürgschaft .... T. 2/2.
Eleusische Fest ...... T. 12/1.
" " ...... T. 12/3.
Erwartung u. Erfüllung T. 12/3.
Freude, an die ...... T. 12/3.
Führer des Lebens ... T. 12/2.
Gang n. d. Eisenhammer T. 1/2.
Genius, der .... T. 12/2.
Genius, deutscher .... T. 12/3.
Glück, das .... T. 12/3.
An Goethe .... T. 12/3.
Götter Griechenlands T. 12/2.
Graf von Habsburg . T. 2/3.
Handschuh .... T. 1/1.
Hektors Abschied ..... T. 12/2.
Hero und Leander ... T. 2/2.
Höchste, das .... T. 12/2.
Hoffnung .... T. 12/3.
Ideal u. d. Leben ..... T. 12/1.
" " " " ..... T. 12/2.

Schiller, Ideale, die ...... T. 12/2.
Johanniter .... T. 12/2.
Kampf m. dem Drachen T. 2/1.
Kassandra .... T. 12/3.
Kaufmann, der ...... T. 12/2.
Klage der Ceres ...... T. 12/3.
Kleinigkeiten .... T. 12/3.
Kolumbus .... T. 12/2.
Kraniche des Ibykus . T. 1/2.
Künstler, die .... T. 12/1.
" " .... T. 12/3.
Licht und Wärme .... T. 12/3.
Lied v. d. Glocke. 6. Aufl. T. 3.
" " " " Beiheft: Übersichtlicher Text des Liedes v. der Glocke mit nebenstehender eingehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses. 4. (Doppel-)Au.
Macht des Gesanges . T. 12/2.
Mädchen aus der Fremde T. 12/3
Parabeln und Rätsel . T. 12/3.
Pegasus im Joche ... T. 12/2.
Resignation .... T. 12/2.
Ring des Polykrates ... T. 1/2.
Ritter Toggenburg ... T. 1/1.
Gemeinsame Schicksale T. 12/3.
Sehnsucht .... T. 12/3.
Siegesfest .... T. 12/3.
Spaziergang .... T. 12/1.
" .... T. 12/2.
Sprüche des Confusius T. 12/3.
Studierbetrieb, falscher T. 12/3.
Tanz, der .... T. 12/2.
Taucher .... T. 1/1.
Teilung der Erde .... T. 12/2.
Thekla, eine Geisterstimme T. 12/3.
Treue, Deutsche ..... T. 12/3.
Triebfedern .... T. 2/3
Unsterblichkeit ...... T. 12/2.
Votivtafeln .... T. 12/3.
Weltalter, die vier..... T. 12/3.
Weltweisen .... T. 12/2.
Wissenschaft .... T. 12/3.
Worte des Glaubens .. T. 12/3.
Worte des Wahns .... T. 12/3.
Würde der Frauen ... T. 12/2.
Jugenddramen. 4. Aufl. H. 16.
Jungfrau von Orleans 10. Aufl. .... H. 2.
Kabale und Liebe. 4.Aufl. H. 16.
Maria Stuart. 6. Aufl. H. 10.
Prosa .... P. 2.
Räuber. 4. Aufl. ..... H. 16.
Wallenstein. 10. Aufl. .. H. 3.
Wilhelm Tell. 9. Aufl. .. H. 1.

Shakespeare, Coriolan.
4. Aufl. .... H. 14.
Hamlet. 2. Aufl. ...... H. 15.
Julius Cäsar. 4. Aufl. . H. 14.
Kaufmann von Venedig. H. 22.
König Lear. 2. Aufl. ... H. 22.
Macbeth. 2. Aufl. .... H. 15.
Sophokles, Ajax—Antigone—Philoktet. 2. Aufl. H. 24.
Uhland, Gedichte. 2. Aufl.
Bertran de Born .... T. 4/1.
Bidassoabrücke .... T. 4/1.
Bildfläche des Bachus .. T. 4/1.
Blinde König .... T. 5.
Einkehr .... T. 6.
Glück von Edenhall ..... T. 4/1.
Graf Eberhard d. Rauschebart T. 4/2.
Graf Richard Ohnefurcht T.g 5.
Junker Rechberger ..... T. 5.
Kaiserwahl .... T. 5.
Kamerad, gute .... T. 6.
Kapelle .... T. 6.

Uhland, Klein-Roland .... T. 5.
Knaben Berglied ...... T. 6.
König Karls Meerfahrt . T. 5.
Königssohn .... T. 6.
Lied eines Armen ..... T. 6.
Normännischer Brauch . T. 5.
Rache .... T. 6.
Roland Schildträger ... T. 5.
Sängers Fluch .... T. 4/2.
Schäfers Sonntagslied .. T. 6.
Schenk von Limburg ... T. 5.
Schloß am Meere ...... T. 5.
Schwäbische Kunde .... T. 5.
Schwert, das .... T. 6.
Siegfried's Schwert ... T. 6.
Taillefer .... T. 5.
Tell's Tod .... T. 4/1.
Vers acrum .... T. 4/1.
Hirsch, Der weiße ...... T. 6.
Herzog Ernst von Schwaben.
3. Aufl. .... H. 23.
Ludwig der Bayer. 3. Aufl. H. 29.

Einzelpreisangaben:

Band H 1	Mark 2.50		
„ H 2	„ 2.50		
„ H 3	„ 2.50		
„ H 4	„ 2.—		
„ H 5	„ 2.—		
„ H 6	„ 2.—		
„ H 7	„ 2.50		
„ H 8	„ 2.50		
„ H 9	„ 2.50		
„ H 10	„ 2.50		
„ H 11	„ 2.—		
Band H 12	Mark 2.50		
„ H 13	„ 2.—		
„ H 14	„ 2.—		
„ H 15	„ 2.—		
„ H 16	„ 2.—		
„ H 17	„ 2.—		
„ H 18	„ 2.—		
„ H 19	„ 2.—		
„ H 20	„ 2.—		
„ H 21	„ 2.—		
„ H 22	„ 2.—		
Band H 23	Mark 2.50		
„ H 24	„ 2.50		
„ H 25	„ 2.—		
„ H 26	„ 2.—		
„ H 27	„ 2.50		
„ H 28	„ 2.—		
„ H 29	„ 2.50		
„ H 30	„ 2.—		
„ H 31	„ 2.—		
„ H 32	„ 2.—		

Band T 1 I—II	Mark 2.—
„ T 2 I	„ 2.—
„ T 2 II	„ 2.—
„ T 2 III	„ 2.—
„ T 3	„ 2.50
Beiheft	„ 0.80
„ T 4 I—II	„ 2.—
„ T 5	„ 2.50
Band T 6	Mark 2.50
„ T 7	„ 2.50
„ T 8	„ 2.50
„ T 9	„ 2.50
„ T 10 I—II	„ 2.—
„ T 11 I—IV	„ 2.—
„ T 12 I—III	„ 2.50
„ P 1—6 je	„ 2.—

Neu erschienen: **Aufgaben aus alt- und mitteldeutschen Dichtungen.** H. 31.

Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. 8. bezw. 9. Aufl.

I. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus der **Geschichte, Ästhetik, Philosophie und den Klassikern der Griechen und Römer.**
II. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus den **deutschen Schriftstellern, über Sprichwörter, Sprüche, geflügelte Worte, Synonyma.** 9. Aufl.
III. Bändchen: 125 Dispositionen über **Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller.** 9. Aufl.
IV. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus dem **Gebiete der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben.** 8. Aufl.
V. Bändchen: **Anleitung zum Disponieren u. die Register zu allen Bändchen.**
I.—IV. Bändchen Preis je M. 2.50. V. Bändchen M. 1.50.

Verlag von Ed. Wartig (E. Hoppe) Leipzig-R.

Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.